

ARUNDA

AKTUELLE SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT 1/1976

1542-320

145/20, 1

INHALT:

Titelbild: RABE von Paul Flora	
ARUNDA - INFORMATIONSBLATT	4
GRÜNDUNGSMITGLIEDER UND FÖRDERER	5
LANDSCHAFT von Alois Kuperion	6
GELEITWORT von Paul Preims	7
BRIEF AN DAS MERANER MUSEUM von Hansgeorg Hölzl	10
SKULPTUREN auf den folgenden Seiten von Hansgeorg Hölzl	11-14
DER SCHELM von Lisl Saltuari	15
ANAGRAMMA und RÄTSEL von Lisl und Klaus Saltuari	17
GOTTFRIED MASONER Fotostudie von Paul Preims	20
„gm“ - Gottfried Masoner von Hartmut O.G. Lindenmeyer	21
BEGEGNUNG IN WIEN von Norbert Florineth	23
INTERVIEWS von Bruno Laner	24
„MENSCHENKIND“ von Trude Oberegger	25
MUSIKERZIEHUNG von Gottfried Masoner	26
GAULSCHLUCHT Federzeichnung von Gottfried Masoner	27
LANDSCHAFT BEI BOZEN Aquarell von Gottfried Masoner	31
HIERONYMUS von Luis Stefan Stecher - Ölbild im Besitz des Südtiroler Kulturinstitutes	32
KARRNERLIEDER von Luis Stefan Stecher	34
23 ANSICHTEN ÜBER STECHER von Leonhard Paulmichl	35
ÜBER LEUTE UND ANDERE MENSCHEN von Kurt Pircher	36
OBJEKT 1975 von Hansgeorg Hölzl	37
FRANZ JOSEF NOFLANER von Markus Vallazza	39
SEELENVOGEL von Heidrun Oberegger	45
ABEND DER STUBEN und	47
MAGDALA von norbert conrad kaser	48
DAS GLÜCK BEIM HÄNDEWASCHEN - Anzüge aus einem Romanmanuskript von Josef Zoderer	49
FEDERZEICHNUNG von Gottfried Masoner	51
AUF DEN TOD PIER PAOLO PASOLINIS - Gedicht und Radierung von Markus Vallazza	52
MARIA THERESIA SEEBÖCK (rechts im Foto)	54
DIE „HEXE“ VOM SEEBÖCKHÄUSL von Josef Gasteiger	55
DIE LEGENDE VON DER WUNDERHEILUNG ZU FRAUENREUTH von Herbert Rosendorfer	56
ZEICHNUNG 1973 von Hansgeorg Hölzl	57
ALOIS KUPERION von Roland Kristanell	62
KUPERION-FOTOS von Hansgeorg Hölzl	63-67
KARIKATUR von Anton Frühauf	71
LANDSCHAFT von Alois Kuperion	72
Rückseite: ALOIS KUPERION Foto von Hansgeorg Hölzl	

ARUNDA - aktuelle Südtiroler Kulturzeitschrift
Herausgeber und Redaktion: Dr. Hans Wielander -
Arbeitskreis Vinschgau - Schlanders, Hauptstraße 12
Verantwortlicher: Dr. Volker Oberegger, Bozen, Mühl-
bachpromenade 5c

S.i.a.p. Gr. IV - 70% -
Reg. Tribunal Bozen Nr. 7/76 R. St. vom 10.3.1976
Werbefoto Tappeiner Meran, Fotolitho Lana
Druckerei Fliri, Meran, Goethestraße 69

ARUNDA eine aktuelle Kulturzeitschrift

Liebe Leser, wir planen eine Kulturzeitschrift für Südtirol mit dem Namen ARUNDA. Die Wahl dieses rätoromanischen Wortes ist eine Liebeserklärung an Rätien und zugleich die Aufforderung, den gewohnten Horizont zu erweitern. Offenheit und Freude am Experiment werden sowohl den Inhalt als auch die Aufmachung der Zeitschrift bestimmen. Zahlreiche Mitarbeiter aus dem In- und Ausland haben Ihre Unterstützung zugesagt: Ausgangspunkt, aber nicht Grenze, ist unser Land Südtirol.

Frei und unabhängig, keiner Ideologie verpflichtet, berichten wir über Kunst, Literatur, Musik, über bedeutende Persönlichkeiten, kulturelle Einrichtungen und Ereignisse. Wir versuchen die Dinge nicht nur rot oder schwarz, sondern in allen Farben zu sehen. Wir werden uns auch erlauben, an Personen und Institutionen Wertmaßstäbe anzulegen, die außerhalb der üblichen Schemata stehen. Dazu kommt noch ein Schuß Witz und Satire.

Es geht uns also auch um Kulturpolitik und um eine kritische Standortbestimmung: Die Machenschaften in den Niederungen, das Hausieren mit der Wahrheit und vieles andere wollen wir unter etwas verändertem Gesichtspunkt, wie von einem Berggipfel aus betrachten... ARUNDA ist der Name eines Berges im Vinschgau, nahe der Schweizer Grenze.

Die Zeitschrift wird mehrmals im Jahr erscheinen und neben freien Beiträgen jeweils ein bestimmtes Hauptthema behandeln. Das Thema der nächsten Nummer lautet ZERSTÖRUNG — Zerstörung nicht nur der Landschaft, sondern auch der Identität Südtirols, Störung alter historische Bindungen durch Nationalismus und reine Defensivpolitik usw. Zuschriften und Beiträge neuer Mitarbeiter werden von den zuständigen Redakteuren nach ihrer Eignung beurteilt und finden entsprechende Verwendung.

Sonderbeilagen, teilweise in Handarbeit ausgeführt, Kunstblätter, Farbdrucke und kleine Publikationen ergänzen das Programm. Da sowohl Umfang wie Auflage von den Bestellungen abhängen, wäre es sehr erfreulich, wenn viele Leser und Förderer für dieses Projekt gewonnen werden könnten.

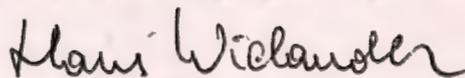
Bestellung

ARUNDA ist eine Zeitschrift, die einem echten Bedürfnis nach freier Information in unserem Lande entgegenkommen möchte. ARUNDA ist ein Experiment, dessen Gelingen zu unerwarteten und erfreulichen Ergebnissen führen könnte. Wer daran interessiert ist, schicke Lire 2000 pro Nummer unter dem Kennwort

ARUNDA, Konto Nr. 20568 der Raiffeisenkasse Schlanders / Südtirol

oder an die Adressen der Redakteure Volker Oberegger oder Hans Wielander. Durch Überweisung eines größeren Betrages wird die Planung und Zustellung der Zeitschrift wesentlich vereinfacht: wer zum Beispiel 8000 Lire schickt, erhält die ersten vier Nummern. Da es sich hierbei um eine Vertrauenssache handelt, wird die Abonnentenwerbung nach Möglichkeit persönlich durch unsere Mitarbeiter und Förderer vorgenommen.

Abonnenten- und Förderungsbeiträge werden ausschließlich für die Finanzierung der Zeitschrift verwendet. Um die Herstellungskosten zu senken und um die Zeitschrift abwechslungsreich gestalten zu können, brauchen wir einige teure Maschinen. Wer mindestens 100.000 Lire für diesen Zweck zur Verfügung stellt, gilt als Gründungsmitglied. Mit herzlichen Grüßen



ANSCHRIFT DER REDAKTION:

Dr. Hans Wielander, I-39028 Schlanders
Hauptstraße 12, Tel. (0473) 70103

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR:

Dr. Volker Oberegger, I-39100 Bozen / Gries
Mühlbachpromenade 5c

RÄTOROMANISCHE REDAKTION:

Dr. Viktor Demetz, Schlanders, Forstamt

AUSLANDSREDAKTION:

Dr. Siegfried W. de Rachewiltz, Brunnenburg
bei Dorf Tirol / Meran

HERAUSGEBER ist der ARBEITSKREIS VINSCHGAU, Schlanders

GRÜNDUNGSMITGLIEDER UND FÖRDERER

Prof. Paul Flora, Innsbruck
Heinz Fuchs, Latsch
Susanne Blanc, Zürich
Freya Bleibler, Zürich
Markus Vallazza, St. Ulrich
Gebhard Becker-Gelf, Meran
Luis Stephan Stecher, Meran
Josef Gasteiger, Bruneck
Prof. Alfred Gruber, Dorf Tirol
Michael Höllrigl, Lana
Willy Hug, Zürich
Herta Hertel-Papenberg, Marling
Prof. Robert Scherer, Kaltern
Herta Sponder, Meran
Hubert Zanol, Neustift/Brixen
Tappeiner Jakob, Meran
Tappeiner Karl, Lana
Karl Grasser, Kortsch
Karl Plattner, Mailand-Burgeis

Dr. Rudolf Ausserer, Terlan
Dr. Franz von Braitenberg, Bozen
Prof. Heidrun Oberegger, Bozen
Dr. Andreas Lutterotti, Schlanders

Die Liste wird in der nächsten Nummer fortgesetzt



GELEITWORT

eine aktuelle südtiroler kulturzeitschrift - warum?

zu zeiten, da politische manifeste von allen mauern predigen, sieht kulturbewusstsein mancher als einfalt, spinnerei, luxus. die gemüter sind erhitzt, wie vor allen vermeintlichen untergängen und auferstehungen, medienblasen in die glut, geister beziehen extreme standpunkte, wollen kein dazwischen und kein ausserhalb wissen.

in solch gereizter atmosphäre, doch nicht aus ihr heraus, erscheint ARUNDA, aktuell und doch ideologisch unabhängig. vielleicht das schon eine provokation — wer weiss? herausgegeben vom „arbeitskreis vinschgau“ in schlanders, will sie jedoch keine vinschgauer exklusivität sein. der zeitpunkt ist eher willkürlich; oder wollten herausgeber und mitarbeiter, literaten, künstler, idealisten aus dem ganzen lande und ausserhalb, einer zeit zuvor kommen, in der manch harrendes nicht mehr gesagt werden dürfe?

ARUNDA, „eine aktuelle südtiroler kulturzeitschrift“: sie meint aktuell als zeitbewusstsein, nicht weltanschauliche eintagsstimmungen, sehr wohl auf tradition gegründet, doch nicht reminiszenzen. südtirol als kulturlandschaft über die streng geografischen grenzen hinaus. unter kultur versteht sie eines volkes eigene, typische lebensformen, werte und konstruktive taten geistiger und materieller art. kultur aber wächst im überzivilisierten abendlande selten mehr als notwendigkeit aus dem kern heraus, und es betreibt kulturpolitik. hier sieht ARUNDA eine ihrer aufgaben. sie kann weder kultur machen noch vorleben, beschriebenes papier ist nicht kultur, aber sie könnte im laufe ihres erscheinens aufzeigen, was kultur ist und was sie nicht ist. sie wird keine philosophische oder wissenschaftliche arena sein und kein informationsblatt; da rät sie: lesen Sie Goethe, Leibniz, die griechen, die bibel oder sonstwas und DOLOMITEN, und Sie wissen bescheid!

auf tagesereignisse könnte sie indirekt insofern eingehen, als diese sich nicht aus sich, sondern aus der tiefe erklären. ideologien zu proklamieren hätte ohnehin keine folgen, wenn, dann müsste man mit dem knüppel irgendwohin, aber darf man denn das? nicht einmal jene, die uns mit dem stimmzettel für jahre

die politische verantwortung aus der hand nehmen, tun das. oder sollte man dem bürger, wenn ihm in sogenannten krisenzeiten hinter seinem gartenzaun ein funke von staatsbewusstsein heraufdämmert, sagen, von dort bis zu seiner erträumten demokratie sei es noch weit, müsse noch viel leid und gewalt geschehen?

politische bildung und katastrophenberichte bringen ihn ebensowenig zur vernunft.

so stellt sich ARUNDA u.a. mit kulturpolitik eine aufgabe auf lange sicht. denn abgesehen von einer gesunden wirtschaft, straffer führung, disziplin, bildung, ethischen und anderen werten, sind es doch geistiges wachsein, die pflege der wissenschaften, des schöpfer-tums, forsch- und erfindergeist, deren verwirklichung und nachvollzug durch das volk, und um alles herum das gewand der form, die eine kultur ausmachen, *ohne die auf lange sicht kein volk überlebt und überlebt hat.*

warum denn sonst geriete europa zunehmend in die abhängigkeit jener völker, die es einst „leben gelehrt“, kolonisiert hat? es versteht wohl die erhobenen zeigefinger gegen amerikanische herausforderung, russische bedrohung und die verbrechen wider die natur, treibt aber ohnmächtig den strom hinab, wie einem historischen schicksal ausgeliefert, und O. Spenglers visionen wollen mit grausamer bestimmtheit sich erfüllen: erst kultur, dann zivilisation, imperialismus, großstadtneurosen und langsamer, sicherer untergang.

ein volk mit lebendiger kultur kommt nie in solche situationen!

ist kulturpolitik also luxus? konkret richtet ARUNDA an die gesellschaft, die macht- und geldverwalter den appell: schützt und unterstützt, mehr als die weltmeister, die alpenflora und die rehlein im walde, die menschenkinder! ARUNDA stellt in dieser ersten nummer einige vor und wird noch weitere aufspüren. stille geistige und schöpferische regungen im lande gilt es zu aktivieren und moralisch wie finanziell zu fördern. dass sie das für sich selber weder wollen noch können, liegt doch in der natur ihrer existenz!

der philosoph wird einwenden: wer kultur sagt, hat schon keine mehr, und ARUNDA ergänzt: übertriebene pflege echter errungenschaften oder gar nur äusserer relikte *demonstriert* die kulturlosigkeit noch, das unvermögen, errungenes fortzuführen. trachten, wenn auch zur farce geworden, sind noch lustig, lassen wir aber die minnesänger oder den schreibmaschinenerfinder unter ihren lorbeeren ruhn! dass Mitterhofer sie zwar erfinden, aber nicht im lande verkaufen konnte, ist schon bezeichnende tradition.

sehen wir also endlich in die gegenwart: jeder massgebende südtiroler ökonom, politiker, urbanist, steuer- und gesetzesfachmann, mediziner, bereist vor jeder grosstat die schweiz und deutschland. wissenschaftler emigrieren und die gesamte technologie wird teuer importiert. wann werden wir brotlos sein?

eher scheint der angeblich klassische reibungspunkt zwischen lateinischem und germanischem geist der abhängigkeit von beiden seiten preisgegeben, als dass, was uns vom mittelmeer und über die alpen blüht und wuchert, eine fruchtbare synthese eingingen. eine ausnahme, die bildende kunst, wird zugleich bestaunt und belächelt. südtirols ausschliesslich materieller wohlstand (äpfel und tourismus, wie lange noch?) ist mehr gabe der natur als errungenschaft, das land ist darüber geistig arm und unerfinderisch, aber selbstgefällig geworden. stolze jäger aber, fischer und sammler waren die steinzeitmenschen auch schon.

fit, erfinderisch, vorbeugend, zwar ungebildet, aber intuitiv sicher, in schicksalsbewusstem verhältnis zu leben und tod, natur, gewalten und geschichte, lebt nur noch der bergbauer. er darf weder entwurzelt, noch museal verklärt einbalsamiert werden. wie man das macht, könnte ARUNDA einmal versuchen aufzuzeigen.

und wird ARUNDA weder anerkannt, noch früchte tragen, in den volksgeist auf-, oder einst still und schlicht eingehen, ihre dokumentarische sendung sollte sie *eher* beschliessen: den zeitgenossen ein spiegel, und wenn die sich nicht drin sehen wollen, ihr getreues abbild den nachkommen. ob ein gutes oder

weniger gutes bild, das liegt in den händen der heutigen und zukünftigen mitarbeiter und schliesslich am volk selber. alle, die glauben, wesentliches zu sagen zu haben und an publikationsförderungen nicht herankommen, mögen beiträge liefern; das thema für die nächste nummer ist an anderer stelle angedeutet. das gilt für schreiber und poeten, maler und bildhauer, musiker und theaterleute, fotografen, architekten, theologen, forschler, wissenschaftler, satiriker und andere denker.

wer in den niederungen waltet, oder mit zarthustra herabsteigt, möge gegen lethargie, armut und unvernunft *taten* stellen und humor bewahren; unheilsdiagnosen ohne therapie gibts schon auf allen gebieten! jene, die auf dem gipfel bleiben, werden nur zu ihresgleichen sprechen, sie haben ihre höhen selbst bestiegen und erlitten.

leser und institutionen sind um toleranz und die respektierung des rechts auf rededfreiheit gebeten, denn an sprache, landschaften, vergangenheit, gegenwart und zukunft haben *alle* teil, und am geiste mehr oder weniger auch. gegen pornografie etwa und werbeschriften wird ja auch nicht sonderlich angerannt, obwohl einerseits die entsprechenden häuser fehlen, und im zweiten falle nicht selten der staat aus gesundheitsschäden seine steuern zieht. viel bedrucktes papier geht den direkten weg vom postkasten in den papierkorb, aber vielleicht tun sich durch und nach ARUNDA medien auf, die breiter und tiefer wirken, wie vielleicht eine halbe stunde fernsehen pro woche oder ähnliches.

so geht ARUNDA also wie eine tochter, von hoffenden und bangen eltern entlassen, in die welt; vielleicht hängt noch zuviel von deren herzen an ihr, sie bauen auf ihre innere qualität, sie ist wohl unerfahren und nicht umgangsgewandt, wird noch manchen äusseren mangel haben, ist aber neugierig, lebensdurstig und allen offen. werden diese ihre tugenden falsch verstanden, werden die schänder sich verführt geben, sie aber wird geläutert daraus hervorgehen.



Meran, im Februar 1967

Lieber Herr Duscheck!

Die bevorstehende Übergabe meiner Marmorplastik „NATUR“ an das Meraner Museum veranlaßt mich zum Versuch, ein paar Worte zu finden, die meine Arbeit begleiten. Ein Versuch, der mir grundsätzlich fragwürdig erscheint, da mein Werkzeug der Meißel und meine Sprache der Stein ist.

Trotzdem ergibt sich die Notwendigkeit: einmal, da die Übergabe eines Werkes an die Öffentlichkeit mich zu mehr verpflichtet, als zu einer bloßen Veranstaltung ästhetischer Dekoration, zum anderen, da ich die tieferen Anliegen meiner Arbeit verstanden wissen möchte. Mögen also meine Worte der Kommunikation zwischen Schaffendem und Beschauer dienen, mögen die Worte das Sehen einleiten.

Die vorliegende Arbeit mit „Natur“ bezeichnen, bedeutet mir nicht so sehr, sie gewohnheitsmäßig mit einem Titel zu versehen, als vielmehr zu versuchen, die dem Stück inwohnende Gesetzmäßigkeit, die thematisch definierte immanente Welt im Wort zu formulieren. Dies zur Vermeidung abwegiger Interpretationsmöglichkeiten. Die „Natur“ in der vorliegenden Arbeit sehe ich von der Form her und vom Material.

Von der Form her steht einmal die klar definierte Geometrie des „Blockes“ als rationeller Ausdruck für unnahbare Welt und die Strenge unserer Berge. Die organische, „erotische“ Form der Aushöhlung ist das Ereignis. Die Spur jenes imaginären Erosionsprozesses, der tatsächlich die Prägung des Lebens ist. Die Biographie dieses Blockes. Weniger substantielle Schwächung als individuelle Erfahrung, Charakter, Persönlichkeit, eben „Natur“ dieses Blockes.

Das Glas. Leuchtend klarer Tropfen, mystisch tiefgründiges Wasser: die göttliche Kraft des Lebens, die Seele. Die sanfte, unendliche Kraft der Natur. Der Chinese sagt Tao, der Grieche panta rei. Das bescheidene bunte Glas als Antithese zur rationalen Geometrie des weißen Marmors. Das Leben be-

BRIEF AN DAS MERANER MUSEUM

deutet Verschmelzung beider in kosmischer Synthese. Das ist die Erfahrung des Blockes, ist seine Natur.

Das Material: weißer Marmor und venezianisches Glas. Der kühle, asketische, franziskanisch reine Stein, aus unseren Bergen gebrochen. Weißer Stein aus der Welt unserer Gletscher. Ich sehe weniger die Präziosität und „dolcezza“ im Sinne mediterraner Klassik. Ich sehe weniger Kunst und mehr Natur. Als Natur verstanden freilich auch die Erotik des Materials.

Das venezianische Glas. Mediterrane Interpretation der mystischen Welt des Orients. Aber schon abendländisch: zarteste Möglichkeit abendländischer Mystik.

Wir haben das kleine Stück in Murano geformt, in der „Fucina degli Angeli“. In jener Fucina, die Jean Cocteau, Jean Hans Arp, Max Ernst begründet haben zusammen mit Egidio (papà) Costantini und seinem Glasmeister Loredano Rosin. An jenem Ort, wo die Größten der vergangenen Jahrzehnte versucht haben, sich in Glas auszudrücken: ein Picas-

so, ein Arp, Ernst, ein Chagall, Henry Moore, Le Corbusier, Lucio Fontana und wie sie heißen.

Mein „Glastropfen“, sorgfältig aus drei Sorten geblasen und verschmolzen, war als „Glas“ nur ein Ausschußstück einer bedeutenden Arbeit. Als Glas hat es sein Leben und hat zu mir gesprochen.

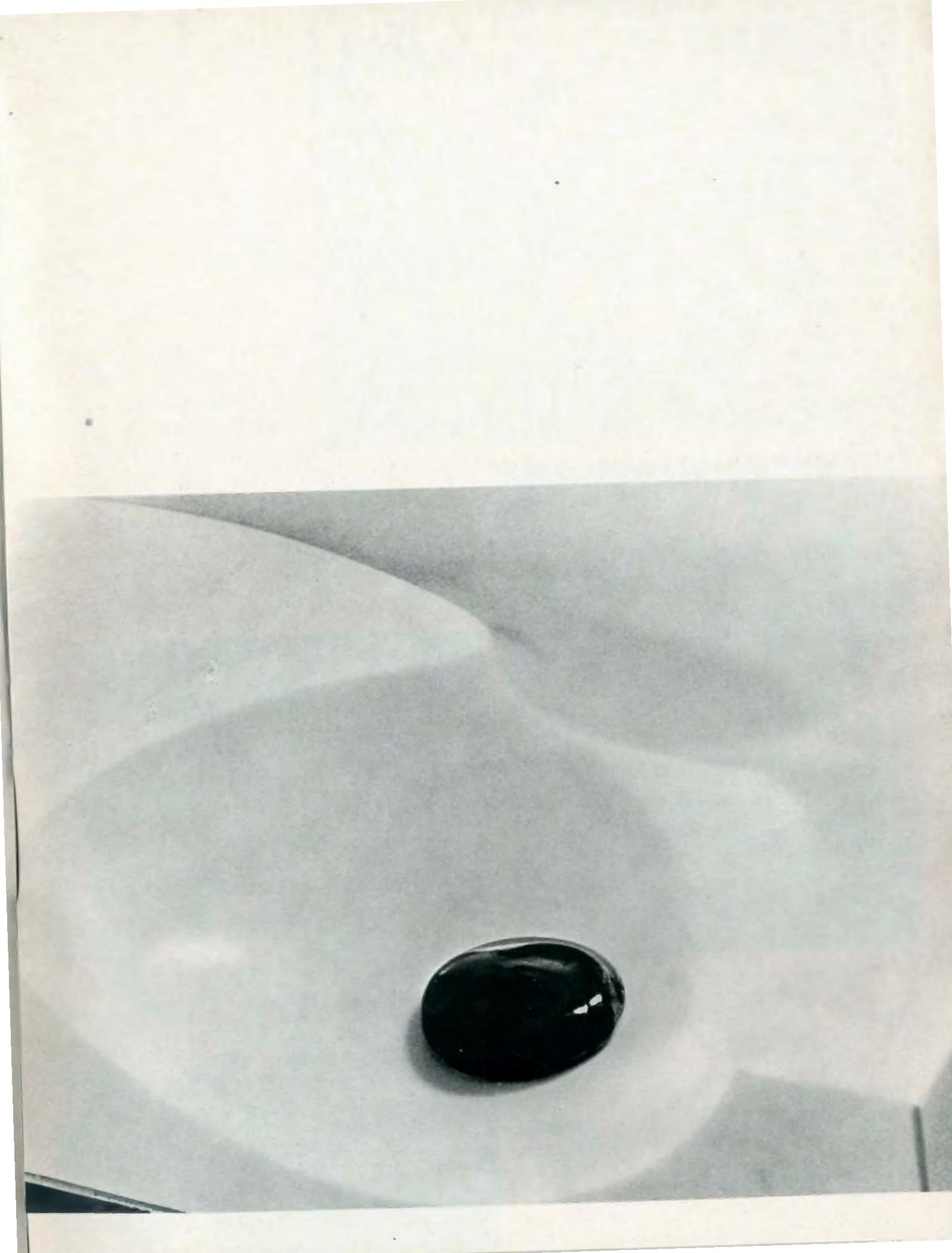
Das Zusammenführen von Laaser Marmor mit venezianischem Glas ist kein Zufall, sondern ein Wagnis.

Es erscheint mir möglich zu sein, einmal im Sinne jener Natur, wie ich oben darzulegen versuchte und zum anderen in einem weiteren kulturellen Sinn. Nämlich als Synthese jener mediterranen mystischen Welt, wie sie auf der venezianischen Lagune überlebt, mit der strengeren europäischen Welt des Steines.

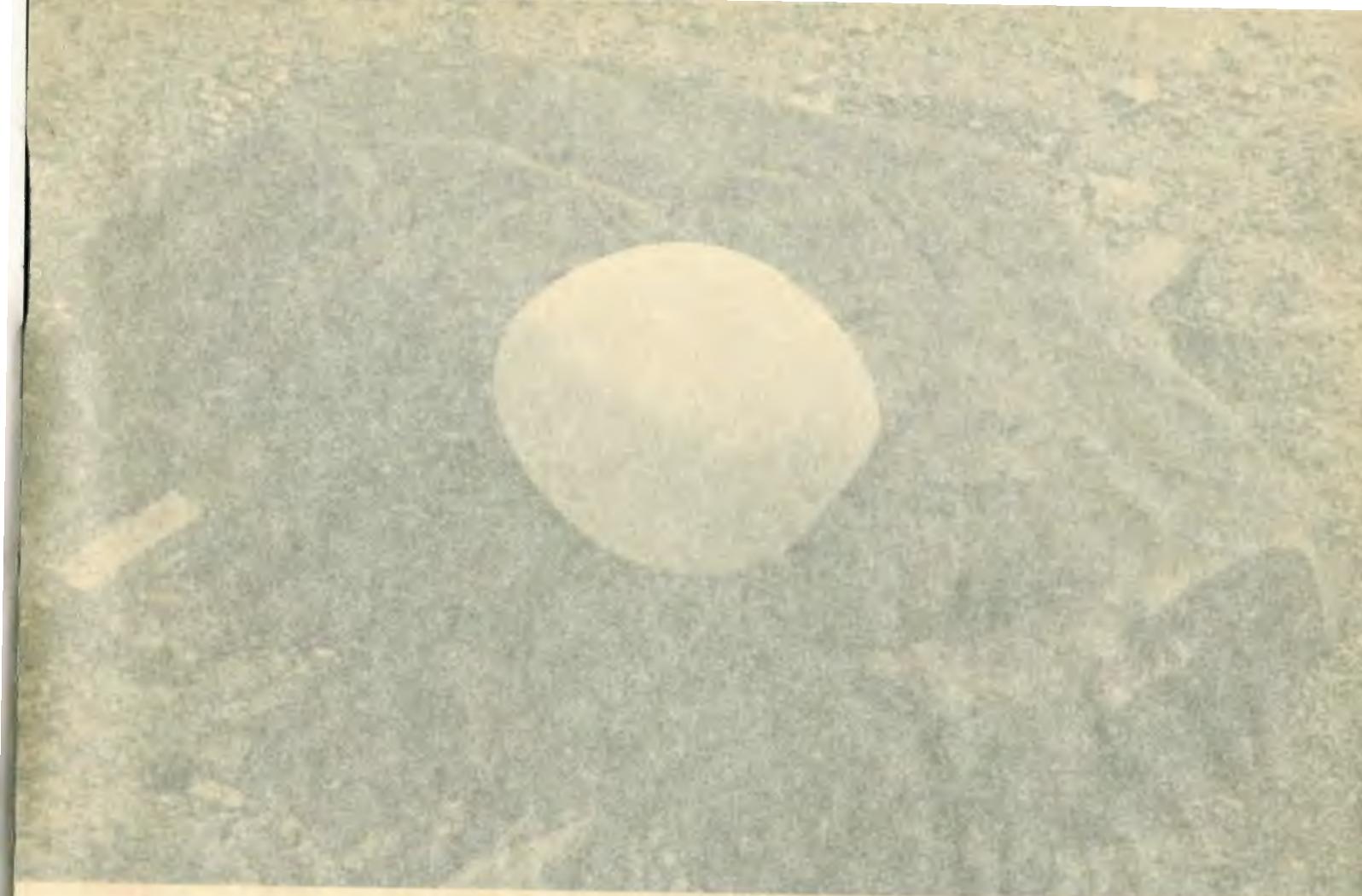
Wo könnte der Versuch dieser Synthese gewagt werden, wenn nicht zwischen Tirol und Venedig.

Diese Situation möchte ich, neben der Natur des Steines, meine Natur nennen.

Hansgeorg Hölzl







HANSGEORG HÖLZL

Umgänglich ist er gerade nicht. Er lebt und arbeitet als Künstler-Bauer in Meran, auf seinem großen Obermaiser Hof, den er verbissen gegen Tourismus und Bauspekulation verteidigt. Deswegen wird er in Südtirol auch ignoriert. Was er als Fotograf kann, beweisen die drei Fotostudien zu Kuperion in diesem Heft. Malerei, Graphik. Jetzt widmet er sich fast ausschließlich der Plastik: Granitsteine aus der Passer und Laaser Marmor. Und Glas.

Für eine Ausstellung in Rom sollte er eine Deutung seiner Arbeiten bringen. Hansgeorg Hölzl — eine Mischung aus Hippy, Kaiser Franz Josef und Andreas Hofer (dessen Silbermedaille er stets an seinem Gürtel trägt) — hängte sich ans Telefon und diktierte folgende „poesia“, vielleicht das erste Telefongedicht überhaupt:

*poesia
parole
silenzio
l'urlo del silenzio*

*poesia
spazio
tempo
spazio vissuto*

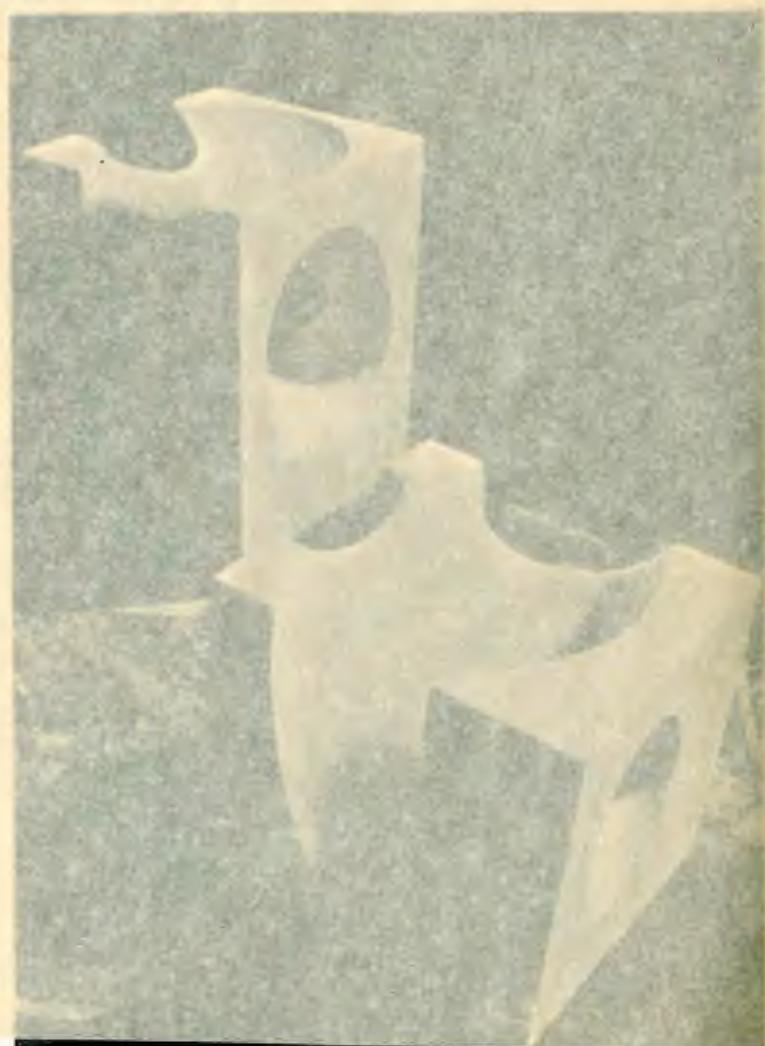
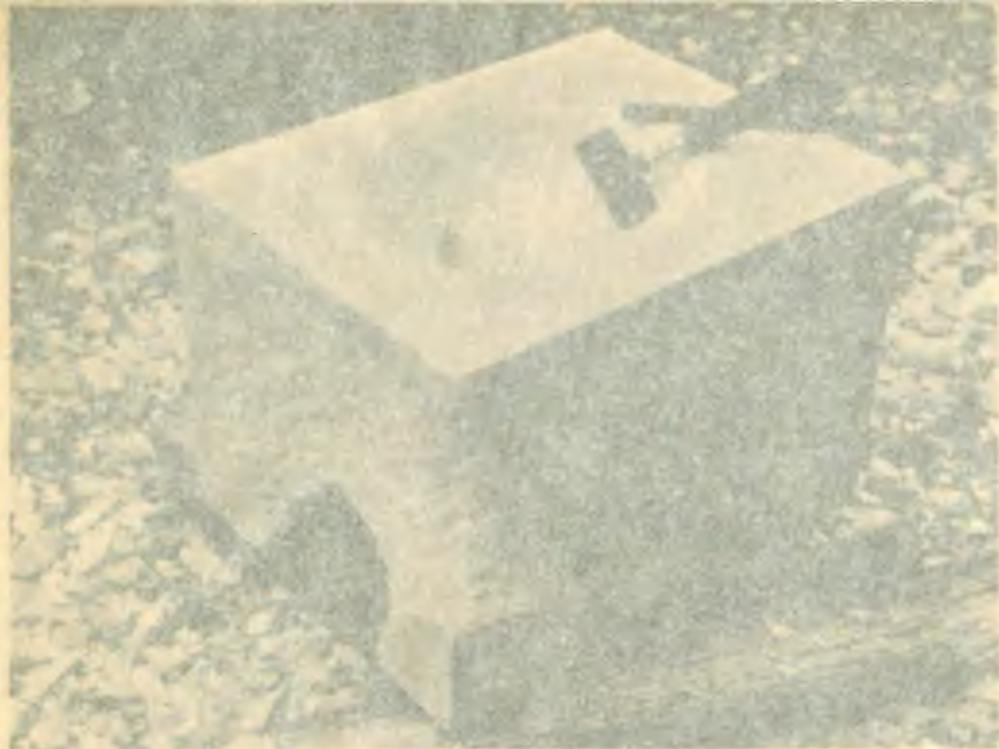
*uomo
tu, io*

*amore
odio
vuoto
niente*

*poesia di uomo
nel tempo*

*tutti gli spazi
tutti i tempi
ricordo del futuro
sempre*

Hölzl maggio 1973





HANSGEORG HÖLZL

Umgänglich ist er gerade nicht. Er lebt und arbeitet als Künstler-Bauer in Meran, auf seinem großen Obermaiser Hof, den er verbissen gegen Tourismus und Bauspekulation verteidigt. Deswegen wird er in Südtirol auch ignoriert. Was er als Fotograf kann, beweisen die drei Fotostudien zu Kuperion in diesem Heft. Malerei, Graphik. Jetzt widmet er sich fast ausschließlich der Plastik: Granitsteine aus der Passer und Laaser Marmor. Und Glas.

Für eine Ausstellung in Rom sollte er eine Deutung seiner Arbeiten bringen. Hansgeorg Hölzl — eine Mischung aus Hippy, Kaiser Franz Josef und Andreas Hofer (dessen Silbermedaille er stets an seinem Gürtel trägt) — hängte sich ans Telefon und diktierte folgende „poesia“, vielleicht das erste Telefongedicht überhaupt:

*poesia
parole
silenzio
l'urlo del silenzio*

*poesia
spazio
tempo
spazio vissuto*

*uomo
tu, io*

*amore
odio
vuoto
niente*

*poesia di uomo
nel tempo*

*tutti gli spazi
tutti i tempi
ricordo del futuro
sempre*

Hölzl maggio 1973



DER SCHELM

Es scheint in der Natur des Menschen begründet zu sein, nach Macht zu streben. Menschen haben sich in kurzfristig-selbstmörderischer Naivität als Herrscher, Besitzer oder Ausbeuter unseres schönen begrenzten Planeten verstanden.

Ideologien versuchen nicht einmal, ihre universellen Machtansprüche zu tarnen, jede von ihnen versteht sich als alleinseligmachende Doktrin.

Es stellt sich die Frage nach einem möglichen Gegenspieler des Mächtigen und Machthörigen, und es scheint, als sei nichts so geeignet wie die List, diese polare Entsprechung zu bilden. Dem Mächtigen steht der Listenreiche, der Schelm gegenüber.

Will man seiner Phänomenologie auf die Spur kommen, so empfiehlt sich ein denkbar unkonventionelles Verfahren, eine soweit als möglich auch irrationale Methode. Es wurde mit einem Zufallsverfahren eine Geschichte aus den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm ausgesucht und in Hinsicht auf den Schelm gedeutet.

Was die Menschen einander seit Generationen weitererzählten in Sagen, Märchen, Schwänken, Liedern und Sprüchen waren Geschichten, die Erzähler und Zuhörer so faszinierten, dass sie nicht verlorengingen. Jeder Erzähler übernahm und modifizierte das, was er selbst gehört hatte — wenn es ein geschickter Erzähler war, so liess er aber geglückte Formulierungen, allgemeingültige Erkenntnisse, typische Abläufe des Geschehens unangetastet und strich nur dort oder fügte nur dort etwas hinzu oder änderte nur dort, wo es im Sinne der Transparenz und Prägnanz der Aussage zweckdienlich schien. Als in einem relativ späten Zeitpunkt der Existenz dieser Geschichten durch das Sammeln und Aufschreiben der Prozess dieses Suchens einer gültigen Gestalt plötzlich blockiert wurde, hörte fast schlagartig auch das spontan lebendige mündliche Erzählen auf.

Wir können diese Volksweisheit wieder zum Leben erwecken und wirksam werden lassen, wenn wir hinter den Wunderlichkeiten der äusseren Erzählung den zeitlosen Inhalt aufspüren und versuchen, eine Beziehung dieses Grundgehalts der Geschichte mit unserem jetzigen Erleben herzustellen.

Die Brüder Grimm haben festgehalten, wie der Schwank der sieben Schwaben im Jahr 1814 erzählt wurde, nun soll versucht werden, dasselbe im Jahr 1976 zu tun, wobei jedes Mittel, das uns Heutigen die Grundgestalt nahebringt — Kontrastwirkung, Parallelen, Vergleiche — recht ist.

DIE SIEBEN SCHWABEN

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schulz, der zweite der

Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Veitli; die hatten alle siebene sich vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gingen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle siebene zusammen an; vorn ging der kühnste und männlichste, das mußte der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe, und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie im Heumonats eines Tags einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Spieß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach.

Die tapferen sieben Schwaben brauchten eine ganze Weile, bis sie merkten, dass kein Feind da war: und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme und sie nicht genarrt und gespottet würden, verschwuren sie sich untereinander, so lang davon stillzuschweigen, bis einer unverhofft das Maul auf täte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld; da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschrakten sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun das wenigst Gefährliche wäre.

Bevor nun der Angriff auf das Untier erfolgte, machten sich die sieben Schwaben gegenseitig Mut und feuerten sich mit Versen und Reimen zum Kampf an. Als sie dem Feind immer näher kamen, schrie der Herr Schulz in grosser Angst: „Hau, hurle hau! hau! hauhau!“ Davon erwachte der Has, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„Potz, Veitli, lueg, was isch das?
Das Ungehuër ischt a Has.“

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein mosiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind, sondern man an mehrern Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberichtet waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüberkommen könnte? Der Mann verstand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht, was

sie wollten, und fragte auf sein trierisch: „Wat? Wat?“ Da meinte der Herr Schulz, er spräche nicht anders als „wade, wade durchs Wasser“, und hub an, weil er der Vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen, seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer, und ein Frosch setzte sich dabei und quakte „wat, wat, wat“. Die sechs andern hörten das drüben und sprachen: „Unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns; kann er hinüberwaden, warum wir nicht auch?“ Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch ihre sechs ums Leben brachte und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

Will man dem Kern einer Sache näherkommen, ist es meist unklug, allzu direkt auf dieses Ziel loszusteuern. Das Umkreisen der Aussage, das spielerische Umgruppieren von Details, das Ernstnehmen aussagekräftiger Nichtigkeiten kann unter Umständen den Sinn des Ganzen besser erhellen als ein noch so gut gemeintes „Aufspüren des Wesentlichen“. So soll an dieser Erzählung zunächst an einem eher nebensächlich scheinendem Detail der Bezug zur Gegenwart gesucht werden.

Sollten in dieser Geschichte Namen von Personen und Daten — wie üblich — rein zufällig sein, so könnte man sie auch variieren, vielleicht in dieser Weise:

Einmal waren sieben Bozner oder brave Bürger oder Schützen oder Katholiken oder Faschisten oder Kommunisten oder Gewerkschaftler oder Rocker beisammen, die hatten alle siebene sich vorgenommen, große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch sicher gingen, sahen sies für gut an, daß sie sich nur einen einzigen, aber recht starken und langen Privatbesitz oder tadellosen Anzug oder Stutzen oder Glauben oder reinrassigen Stammbaum oder dialektischen Materialismus oder Streikkalender oder Motorraduspuff machen ließen...

Brave, biedere, tapfere, angepaßte Leute, die, um sicher zu gehen, zusammen eine einzige, aber großmächtige Doktrin, Ideologie, Religion als „Waffe“ ergreifen und damit gegen alle möglichen Feinde kämpfen, haben immerhin zwei Weltkriege zustandegebracht. Weil so viele beisammen waren, ist es hinterher niemand gewesen. Auch heutzutage scheinen sich wenig Leute darüber Gedanken zu machen, wie gefährlich das bedingungslose Gehorchen und das selbstlose Zu- Felde- Ziehen, das Wettrüsten oder das erbitterte Kämpfen um Gruppeninteressen sein kann. Wo Macht ist, zeigt sie sich nicht so sehr durch großtuerisches Gepränge der Herrschenden, sondern vielmehr durch die Kurzsichtigkeit, Kritiklosigkeit, den tierischen Ernst und die Starrheit von Trägern und Opfern der Macht. Macht kann sich leicht entfal-

ten, wenn Leistung und Konkurrenzkampf unausgesprochene Normen der Gesellschaft sind. Im Beruf zählt die Karriere, das Obenbleiben im Konkurrenzkampf, der Erfolg. In der Freizeit, soweit sie nicht eine willkommene Gelegenheit ist, Statussymbole zur Schau zu stellen, zählt ebenfalls das Rivalisieren zu den selbstverständlichen Grundhaltungen. Einige Titel aus dem Sportteil der „Dolomiten“ sollen das illustrieren: „Spannendes Duell zum Auftakt“, „Spitzenplatz weiterhin in Sicht“, „Meister peilt nächsten Rekord an“, „Die Besten steigern sich weiter“, „Hamburg kann Titelrennen retten“, „Einsamer Kampf“, „Mit Bahnrekorden an die Spitze“, „Der große Vergleich steht bevor“, „Rekordfestival beim Bobtraining“ usw. Der Kampf hat zweifellos seinen Platz im Leben des Menschen, als Dauerzustand aber ist er sicher nicht legitim. Die Rohheit, Dummheit und Gefühllosigkeit, auch die Angst, die für einen Kämpfer unerlässlich sind, müßten eher Ausnahmezustände als Dauererhaltungen sein. Wer kämpft, hat meist wohl lautende Ziele, er kämpft für den Frieden, für die Freiheit, für die Minderprivilegierten, um das Recht, um die Gerechtigkeit, um einer Idee oder der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen. Weil aber auch jeder Kämpfer etwas hat, wogegen er kämpft, so weiß er sich doppelt im Recht. Er bekämpft alles Niedrige, Gemeine, Böse, Minderwertige, Unrechtmäßige, kurz: seine Feinde. Die Trennung der Welt in schwarz und weiß, wobei man selber zu den Guten gehört, löst mit einem Schlag viele Probleme. Es ist erleichternd und bequem, immer zu wissen, wer der Unmensch ist, wer die Schuld hat, warum die Erde noch kein Paradies ist, wogegen man kämpfen muß, um sie zu einem solchen zu machen. Wer verbissen kämpft, muß seinen Feind nicht näher ansehen, er will und darf mit ihm nichts gemeinsam haben. Aus der Nähe betrachtet könnte es sich nämlich zeigen, daß der Feind kein so schreckliches Ungeheuer ist, wie man möchte, vielleicht, daß er harmlos oder sogar sympathisch ist. Wer kämpfen will, setzt deshalb in allererster Linie absolute Grenzen — mit bestimmten Menschen und Dingen will er nichts zu tun haben. Grenzen aber — seien sie nun äußerlich oder innerlich gezogen — markieren das Territorium einer Macht. Es ist diese Macht, die die Menschen fasziniert, denn: würde jede nationale oder konfessionelle oder ideologische oder politische Gruppe dermaßen im Recht sein, wie sie meint, so müßte eine wunderbare Vermehrung von Idealen, um die und von Feinden, gegen die es zu kämpfen lohnte, eingetreten sein.

Die „sieben Schwaben“ zeigen uns ein Verhaltensmodell, das Menschen, die im Bannkreis der Macht stehen, sehr gut charakterisiert. Auch das Gegenteil dieses Verhaltenstyps wäre denkbar und soll versuchsweise als ein solches beschrieben werden, das außerhalb, oder möglichst außerhalb von Machtbereichen steht.



ANAGRAMMA
Lisl Saltuari

RÄTSEL :

$$\text{ZWEI} \times \text{ACHT} = \text{SECHZEHN}$$

Ordne jedem Buchstaben eine und nur eine Ziffer zu, sodaß diese Gleichung stimmt; es gibt nur eine Lösung.

Grundbedingung: Die Zahlen beginnen nicht mit Null.

Klaus Saltuari

Die ersten fünf Teilnehmer mit richtiger Lösung erhalten als Preis ein Bild von Lisl Saltuari.

Im Bannkreis der Macht

1. die Menschen ballen sich nach dem Motto: Einigkeit macht stark
2. im Sinne des Wettbewerbs will jeder bessere und größere Taten vollbringen als sein Mitmensch
3. Schutz durch Grenzen und Waffen
4. Angst vor Tieren im Märchen (Tiere stehen hier symbolisch für Instinkte)
5. eher Überschätzen der Gefahr
6. prinzipielles Mißtrauen
7. Sammeln von Informationen bei gleichzeitigem Mißverstehen derselben
8. alle tun dasselbe. Das Verhalten wird vom Nachahmungstrieb dominiert

Ein Mensch, der versucht, nicht in Einflußbereiche der Macht zu geraten, diese aber auch nicht zu bekämpfen, weil dies bereits ein Sich-in-Abhängigkeit-begeben wäre, ist ein Außenseiter. Gewalt lehnt er ab, so bleibt ihm die List, seine Geschicklichkeit, sein Einfallsreichtum, auch seine Ungebundenheit. In vielen Schwänken, Sagen, Märchen, Mythen und Weisheitslehren, auch im Evangelium tritt uns seine Gestalt entgegen, immer dort wo gezeigt wird, daß Macht kein Weg ist, auf dem irgendetwas Gutes erreicht werden kann.

Der Schelm hat keine wohl lautenden Maximen zu verkünden, es geht ihm schlicht um sein Überleben. In dieser Zeit der Selbstmordprogramme (G.T. Taylor) ist dies aber allgemein wichtig. Der Überlebende, der in dieser nutzlosen und gefährlichen Auseinandersetzung der Mächte sich selbst und ein Stücklein Welt rettet, ist der Listige, der Außenseiter, der Narr, der Dummling, der Schelm oder Trickster oder wie er auch immer genannt wird. Die ältesten Mythen, die wir kennen, erzählen alle von diesem Schelm, oder oft — fast nebenbei — die Menschenwelt erschuf oder den Göttern raubte oder mit wichtigen Kulturpflanzen, Tieren, dem Feuer bereicherte; auch die ältesten Spielkarten, die wir kennen, stellen den Narren an höchste Stelle — andererseits ist er, wie es ihm zusteht, der Außenseiter, weil nur seine Karte nicht numeriert ist. Aus dem Narr des Tarot ist im Laufe der Zeit der Joker oder the jolly joker entstanden und aus diesem wiederum unser Weli. Der Weli hat gelegentlich einen hohen Wert, obwohl er die niedrigste Karte des

Am Rand und außerhalb des Machtbereichs

der Einzelne versucht, möglichst wenig Interessengruppen, Parteien, Vereinen, Verbänden anzugehören, intensiviert aber persönliche Beziehungen

der unkämpferische Mensch versucht spielerisch die Dinge in die Hand zu nehmen und ihnen die besten Seiten abzugewinnen

Schutz durch Verwandlungen

Tiere (auch Instinkte) sind hilfreich

eher Unterschätzen der Gefahr

prinzipielle Offenheit

zufälliges Auffangen und rechtes Einschätzen von Informationen

schöpferisches, eigenständiges Tun

Spiels ist. Bezeichnenderweise steht beim „kritisch Watten“ nur der Martl (=Ritter Martin — der Herzkönig) über ihm. Im Gegensatz zu den Klugen und Mächtigen und auch den Heiligen ist das Verhalten des Narren unvorhersehbar, ungewöhnlich, absonderlich und ausgefallen. Dieser Narr der Mythen redet wenig mit Menschen, dafür mit Bäumen und hilfreichen Tieren. Er liebt Verwandlungen und spielt gern Streiche, führt aber nie Krieg gegen jemand oder etwas.

Die vielfältigen Schelmgestalten der Mythen haben vielleicht als einzige gemeinsame Eigenschaft nur die Feindschaft gegen Grenzen — sie sind ihrem Wesen nach offen, tolerant, neugierig und auf sich allein gestellt. Noch etwas fällt auf: der Schelm ist meist eine abgerundete Persönlichkeit, seine Grundstimmung ist heiter und zuversichtlich, alles Problematische, Ambivalente, Konflikthafte liegt ihm fern. Er kann mit allen Kräften einer Laune nachgehen oder alles mit sich geschehen lassen, das was er aber gerade tut, ist wie aus einem Guß, es ist er selbst.

Weil der Schelm im allgemeinen nicht viel von Moral hält, so kommt er gar nicht dazu, sich zu beobachten oder zu kontrollieren oder sich zu erziehen. Vielleicht ist der Schelm in seiner zutiefst individuellen Struktur — er ist unverkennbar nur der, der er ist und geworden ist — der gesunde Mensch, der sich nicht selbst zum Problem wird. Er ist Natur und diese seine Natur ist vielleicht eine Möglichkeit des Überlebens für uns.

Lisl Saltuari



Ein anpassungsfähiger Mensch ist er gerade nicht, will er auch gar nicht sein. Von einer seltsamen Sturheit beflügelt — es ist unmöglich, ihn zu irgendetwas zu bewegen, verheißungsvolles Vergessen muß von vornherein impliziert werden —, sucht er sich seine Freunde selbst aus. Wer ihn näher kennen lernen will, muß sich auf ihn einstellen, oder er wird kläglich Schiffbruch erleiden. Er besitzt ein wechselndes Gehör, von abgrundtiefer Schwerhörigkeit bis zur höchsten Sensibilität — eben je nach dem. Er versteht es selber, sich zu karikieren, daß man nicht weiß, wen man nun vor sich hat, ihn oder seine Karikatur. Er versteht es, sich abzuschließen, keinem Dialog zugänglich, plötzlich in ein unbändiges Gelächter auszubrechen, um dann wieder, gleichsam auf ein Stichwort überraschend anspringend, tiefsinnige und sehr eigenwillige Gedanken zu entwickeln, denen man langes Nachdenken und profunde Kenntnis abspürt.

So hat er viele Gesichter: Seine Sprache, oft mit derben Ausdrücken gespickt, nur einem kleinen Kreis Dialektkundiger zugänglich, vermag sich unter der Kurzform „gm“ bis zum ästhetischen Kunstwerk zu entwickeln: unbestechlich, klar, doch filigran versponnen wie der Altweibersommer, stark zur Plastizität neigend, Musik in Farben schildernd — darin sogar Rilke verwandt —, in den Zitaten meist nicht ganz genau, künstlerisch; und so weiß man's nicht: Hat man da vor sich einen Eisacktaler Bauern, dem der ladinische Einschlag noch anzuspüren ist, bis in seine Lieblingsspeisen, Kleider und Gewohnheiten hin noch ganz urig und ganz und gar aus dem letzten Jahrhundert, oder einen romantischen Maler: Immer Landschaften, Häuser, selten Menschen und wenn, sehr profillos in die Landschaft hineinkomponiert, zeitlose Themen, Landschaft, aber nur aus seiner Heimat, die er sehr ungern verläßt. Oder ist es der Musiker, miserabler Interpret der Klassiker, die er doch so gut versteht, vielleicht Bescheidenheit, es nachzuempfinden, aber nicht ausdrücken zu wollen, ja nicht Imitator zu werden und daher schöpferisch eigenständig. Wenn der Geist ihn überfällt, ist er fähig, die prächtigsten Inventionen zu schaffen, stundenlang, vergißt sie auch gleich wieder — nicht alles von gleicher Qualität, aber auch wahre Perlen sind immer wieder darunter. Eigenwillig auch dort: Er beherrscht sein Instrument, wann er es will. Belesen wie wenige; auch hier Gefallendes aufgreifend, anderes gar nicht beachtend; aber er hat es gelesen; er greift selten in die Diskussion ein; eine wegwerfende Handbewegung, ein ironisches Wort und damit ist

der Fall für ihn erledigt. Religiös ein bewußter und fundierter Christ, ebenfalls eigenwillig: kein höriger Dogmenknecht, einer, der aufmerksam mitverfolgt und sich selbst seine Gedanken macht.

Man sollte es kaum glauben, daß dieser äußerlich so grobschlächtige Mensch: mittlere Statur, Kahlkopf, ausgeprägte Nase, große Ohren, erinnernd an den Mann mit Zylinder von Toulouse-Lautrec, aber keineswegs elegant, — und dann die sensiblen, feinnervigen Hände — daß dieser Mensch eine so zarte, bis zum Seelsorgerlichen aufgeschlossene Innenseite besitzt: spricht er von Freunden, dann selten vom Äußeren. Selbst grobe Fehler verzeiht er leicht, wenn sie zum Charakterbild des Geschilderten gehören. Er spricht nie von irgendwelchen Menschen, ohne an ihre Probleme zu denken, und fordert, ohne es zu sagen, damit bei seinem Gegenüber Verständnis für jenen anderen heraus. Penetrant oder süßlich wird er dabei nie. Am Kulminationspunkte einer solchen bewegendem Schilderung, kurz bevor dem Hörer die Tränen in die Augen steigen, bricht er ab und macht irgendeinen banalen Witz, so banal, daß man trotzdem lachen muß.

Über sich selbst redet er eigentlich nie. Die wenigsten seiner Freunde waren je in seiner Wohnung. Introvertiert, in sich zurückgezogen, gelegentlich ein Fenster in sein Inneres öffnend, lebt er in sich, aber nur in der Außenwelt. Von manischer Sparsamkeit, gelegentlich als geizig verschrien, ist er plötzlich in Maßen großzügig. In Wirklichkeit ist es kein Geiz. Geld interessiert ihn einfach nicht! Es ist ein Ding für ihn wie viele Dinge. So lebt er unberührt von allen Sorgen wie Krankenkasse, Alterspension, Rücklagen, denkt nie daran, ein vor Jahren vereinbartes Honorar jemals aufbessern zu lassen, wie Parzifal, der „thumbe Tor“ — und fühlt sich glücklich dabei! Auch bei ihm gelegentliche Ausbrüche eines Einsamkeitsgefühles, aber sehr gemäßigt. Nach drei „Vierteln“ ist es vergessen. Ein Mann, der nie ein Heiratsinserat aufgeben würde, das wäre ihm viel zu realistisch. Gelegentlich Hahn im Korbe zu sein, gefällt ihm, berührt ihn aber nicht gerade im Innersten.

„Vor dem Justizpalast standen 300 Menschen. Alle wollten den Z. sehen, besonders die Damenwelt. Vernachlässigt und elegant, waren sie geil auf Katastrophen, von denen sie kein Kind bekommen konnten. Sie lagen mit dem Unglück anderer Leute im Bett . . .“, das könnte von Gottfried Masoner stammen: geschrieben hat es Ödön von Horvath, immerhin einer seiner Lieblingsschriftsteller.

Hartmut O.G. Lindenmeyer



BEGEGNUNGEN IN WIEN

Wann und wo ich gm das erste Mal getroffen habe, ich erinnere mich nicht mehr daran. Er war wohl, auch das ist eine seiner Eigenheiten, plötzlich da; du bist nämlich, besonders, wenn er dich in ein Gespräch verwickelt hat, vor ihm nie sicher. Sicher ist, daß ich ihn nicht im Kaffee Hawelka getroffen habe.

Heute, wo Begegnungen seltener geworden sind, werden öfter Erinnerungen lebendig, eine Geste von ihm, ein Satz, sie werden gleichsam bedeutsam, wie vor einiger Zeit, als mir in einem Geschäft für Antiquitäten die Geschichte vom böhmischen Musikanten eingefallen war. gm hatte damit Anton Bruckner gemeint, und es war nach einer Aufführung seiner Neunten im Wiener Konzerthaus gewesen. An jenes Wort erinnerte ich mich, wie gesagt, als ich vor Wochen im Geschäft stöberte und mich dann für den holzgeschnitzten Adler mit den zwei Köpfen entschied, und nicht für die Bauerntruhe, die ich zuerst hatte kaufen wollen.

Wenn gm auch überall zu finden war — er durchkreuzte Wien nach allen Richtungen und bewies dabei einen geradezu mönchshaften Wandertrieb — so begegnete man ihm am häufigsten in den Opern- und Konzertsälen. Er war meistens im Stehparterre zu finden und immer etwas früher gekommen, um sich einen Platz in den vorderen Reihen zu sichern; dort konnte man sich an die glatte Messingstange lehnen, die das Publikum der Stehplätze von den anderen abtrennte, und sie ersetzte einem quasi den Sessel im Parkett.

So hatte sich gm an jenem Abend, als die Philharmoniker die Unvollendete von Bruckner spielten, im Konzerthaus eingefunden und sich seinen Platz an der Stange gesichert.

Nun ist ein Theater oder eine musikalische Darbietung nicht etwa zu Ende, wenn der Vorhang gefallen oder der letzte Ton gespielt ist: der Akt des Beifalles oder des Mißfallens gehört als einzige Möglichkeit des Mitspielens, welche dem Publikum verblieben ist, dazu und bildet den endgültigen Abschluß.

An jenem Abend aber hatten wir nicht so lange gewartet. Die Symphonie hatte in ihrer Aufführung und Wirkung ein Ausmaß von Größe erreicht, die es uns verbot, am Beifall teilzunehmen, den wir noch vernahmen, als wir vor dem Hause waren und in einer Art von Taumel den Weg in die Innenstadt einschlugen.

Wir hatten die breite Ringstraße überquert, waren in eine jener schmalen Gassen eingebogen, die strahlenartig vom Zentrum ausgehen und fanden uns auf dem Platz, wo der Dom und der Turm ansteigt, dahinter, im Halbdunkel, schwammen die fernen Lichter der Ringstraße. gm — er war uns vorausgegangen, wir hatten die Zeit über geschwiegen — drehte sich

plötzlich um, deutete mit ausgestrecktem Arm, den er in eckiger Bewegung hochgezogen hatte, in die Richtung, aus der wir gekommen waren und sagte: Der böhmische Musikant, jetzt hat er das Dach zerrissen.

Er hatte es nicht sofort gesagt, es lag eine Pause zwischen dem Hochreißen des Armes und dem ersten Wort, das in die gespannte Stille gefallen war, ein Atemholen nach dem Begreifen und dann erst die Formulierung.

An diesen Satz habe ich mich, wie gesagt, erinnert und dann habe ich den Doppeladler genommen.

Vieles von damals wird jetzt klarer, das gesprochen wurde, als wir uns trafen, irgendwo in der Stadt, oder im Zimmer, das zu ebener Erde lag und dessen Fenster in den Hinterhof führte. Er kam oft, und sein Schritt, der über den Hof hallte, war nicht zu verwechseln. Wir saßen im Winter bei einer Schale Tee, schöpften den Zucker aus der Blechdose und der Schein des Kohlenfeuers züngelte an der Wand; den Ofen hatte ich von einem Tandler erstanden, Doprovolny hieß er, er war in der Taborstraße und hatte in einer aufgelassenen Synagoge sein Lager. Der Ofen, geschwungen in der Art einer Kaffeekanne, verchromt und mit durchsichtiger Tür aus feuerfestem Glas, stammte — so Doprovolny — aus einem nunmehr geschlossenen Gastbetrieb aus der Herrengasse.

Im Sommer hatten wir die Türe und das Fenster offen, man konnte das Klingeln der Straßenbahnen hören, die hinausfahren bis dort, wo der Wald beginnt, der die Stadt im Westen umschließt; es klang gedämpft, und auch die Sonne, von einer Fensterscheibe der oberen Stockwerke in den Hof gespiegelt, wo ihr Strahl langsam am Boden weiterwanderte, war gedämpft, es gab damals nichts, was direkt gewesen wäre oder laut.

Ich sage, das weil ich weiß, daß alles dazugehörte, daß auch die Gespräche, die wir miteinander hatten, nicht laut waren. Ging es doch um die Dinge einer Stadt, deren Tote noch am diesseitigen Ufer stehen und weil wir — auch das weiß ich heute — von der Weite der Stadt genossen haben und nichts klar ist in dieser Stadt, wenn nicht ihre Weite durch einen hindurchgegangen ist. Auch Bruckner nicht, der aus dem Hügelland Stammende, welches sich hineinverliert in die böhmische Ebene, und die Straßen führen über die Hügel überall hin, und die Täler haben keine Richtung, von der man bereits weiß.

Vielleicht wundert man sich, daß gm Bruckner nicht als Musikant Gottes bezeichnet hat. Aber was ist, und das nicht nur in Wien, ein Musikant Gottes verglichen mit einem böhmischen Musikanten.

Norbert Florineth

WAS HALTEN SIE VON GOTTFRIED MASONER?

Interviews von Bruno Laner

VERKAUFERIN:

Leicht pervers, aber harmlos.

BEAMTER:

Er ist eigentlich ein Lieber, dieser Hascher. Er schaut nur ein bißchen sonderbar aus.

MÄDCHEN:

Man müßte sein früheres Leben kennen, um ihn zu verstehen.

ADELIGE DAME:

Er soll zuerst Solfeggio gehen, vor er Musikkritiken schreibt. Er soll die Iniziativen rührender Eltern durch destruktive Kritiken nicht frustrieren.

GEISTLICHER, 60 Jahre:

Ein guter Bursche, tut keiner Fliege was zuleid.

STUDENTIN, 25 Jahre:

Ich weiß nicht, was ich mit ihm im Bett anfängen würde. Mein Typ ist er nicht.

BUCHHALTER, 45 Jahre:

Er ist ein interessanter Kauz, als Künstler kenne ich ihn nicht.

MAKLER, 28 Jahre:

Wenn ich wüßte, daß er bald stirbt, würde ich alle Bilder von ihm kaufen. So und so wäre es ein Geschäft.

WIRT:

Armer Mensch, ihr müßt ihn beschützen. Er ist zwar ein Professor, aber er ist nicht von dieser Welt.

GEOMETER:

Ich habe ihn einmal mit dem Auto zwei Straßen weiter fahren müssen, weil, er in der Aktentasche um zweihundert Millionen Bilder hatte. (Gemeint ist eine Sammelmappe, in der von Pifftrader über Sparer, Plattner bis zum Masoner an die hundert Originale enthalten waren.)

BEAMTER, 41 Jahre:

Ich bezahle ihm immer ein Glas Wein, warum weiß ich eigentlich nicht.

HYDRAULIKER AUS VINSCHGAU, 53 Jahre:

Um ein Künstler zu sein, muß man ausschauen wie der und einen teuflischen Hieb haben.

BEAMTER, 49 Jahre:

Er ist ein großer Künstler, wie der Kuperion. Mit dem einzigen Unterschied, daß, wenn er etwas anfängt, hat er eine Vorstellung vom Leben, was herauskommen soll. Die meisten anderen Künstler haben das nicht. Er ist ein Mann, der die Werte der Seele und des Geistes, der heute wieder groß geschrieben wird, voranträgt. Ich habe zwar kein Bild von ihm gesehen.

RAGIONIERE:

Man kann ihm ohne weiters tausend Lire leihen. Er bringt sie hundertprozentig zurück.

GEISTLICHER, 35 Jahre:

Der ist viel reicher, als viele von uns glauben.

ITALIENISCHER WIRT:

Mir ist es sehr recht, wenn er mir nur eine Skizze schenkt, die ich in meinem Laden aufhängen kann.

FILMREGISSEUR:

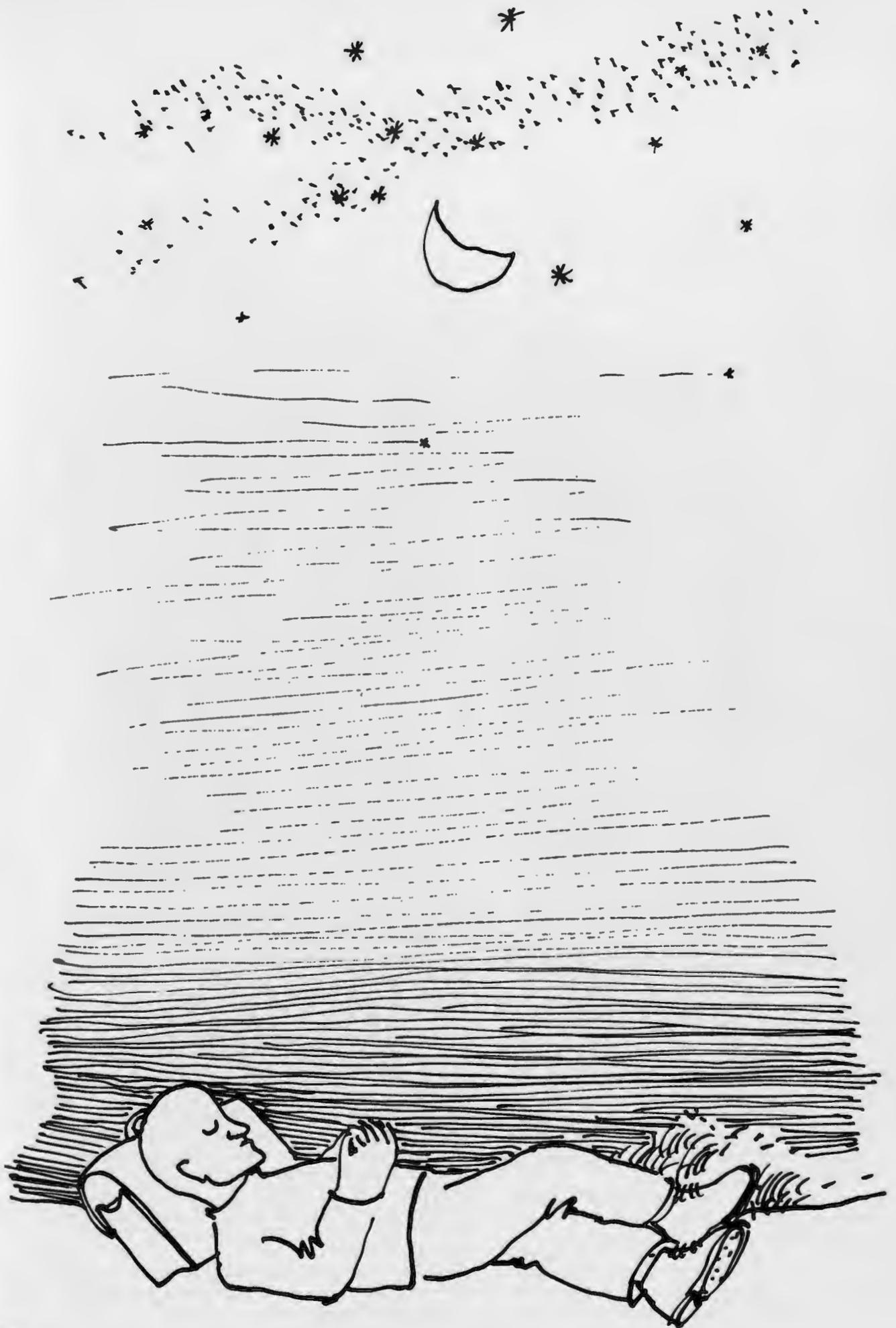
Mir tut er leid, es ist schade, daß er keinen fixen Job hat, von dem er beißen kann, und daß er so wenig anerkannt ist.

KAUFMANN, 50 Jahre:

„Più furbo, che santo.“

PSYCHOLOGE, 38 Jahre:

Ich müßte zwei Aspekte ausleuchten, aber ich will nicht. Als Künstler ist er mehr Zeichner als Maler. Hat liebliche Landschaften. Als Kauz weiß ich nicht, was ich von ihm sagen soll.



Zuallererst ist die Frage zu stellen, ob man die Schüler für Musik erziehen will oder durch Musik erziehen will. Diese grundsätzliche Frage entnehme ich einem erstrangigen pädagogischen Werk über Kunsterziehung, nämlich Herbert Reeds „Erziehung durch Kunst“, ein nun leider vergriffenes Taschenbuch aus dem Knauer Verlag.

Herbert Reed nimmt in seinem Werk Gedanken und Inhalte von Platon auf. Gleich ihm sieht er in der Kunst weit mehr als bloßes ästhetisches Ergötzen. Reed strebt einen neuen Schultypus an, der alle Kräfte menschlicher Begabung gesamtlich zur vollen Entfaltung bringen sollte.

Reed nimmt Stellung gegen die einseitige Wissensbildung, gegen die Aufspaltung in abgetrennte Fachrichtungen und gegen rein rezeptive Aufnahme des Stoffes. Ein wesentlicher Teil psychischer Kräfte liegt im herkömmlichen Unterricht brach, verkümmert, und der Mensch bleibt geschädigt für sein weiteres Leben, weil es ihm nicht möglich war Anschauung, Überlegung und Erlebnis als Einheit im Wechselspiel zu praktizieren. Die Trennung von Fähigkeiten, das Isolieren und Ausschalten wesentlicher Schichten psychischer Wahrnehmung und Verarbeitung, jene permanente Verdrängung elementarer Bedürfnisse des Fühlens, der unbewußten oder unterbewußten Kräfte, erzeugen im Schüler ein Unbehagen. Die Schule führt nicht mehr ins Leben ein, weil sie lebensfremd geworden ist. Mit diesen Grundgedanken als Ausgangsbasis der weiteren Überlegungen ist die Kernfrage über die Musikerziehung angesprochen und ausgesprochen.

Die Mittelschulen in Südtirol bieten vom Bildungsniveau her kein einheitliches, sondern ein höchstvielfältiges Bild. Die Schulen in den ländlichen und höher gelegenen Tälern sind wesentlich anders als jene in den städtischen Schulzentren. Die Voraussetzungen an Allgemeinbildung der Elementarschule sind am Lande anders als in den Tälern und in der Stadt. Soweit die Eltern der Bergdörfer genügend Interesse für die Schule aufbringen, sind diese Schüler bei tüchtigen Lehrern nur in einer Hinsicht im Nachteil, sie haben einen weiten Schulweg. Bei entsprechender Aufgeschlossenheit der Eltern wäre ein gutes Arbeiten möglich, aber leider muß man meistens eine völlige Indifferenz gegenüber Schule und Bildung feststellen.

Die ständige Veränderung der allgemeinen Lebenssituation bedingt einen unaufhörlichen Lernprozeß. Dies ist das Anliegen, das auch Herbert Reed in seinem Werk: „Erziehung durch Kunst“ ausspricht und wofür er leidenschaftlich eintritt, denn für ihn ist die Schule die Bildungstätte, deren Aufgabe es ist, eine mög-

lichst volle Entfaltung aller Fähigkeiten schöpferischer Kräfte in der natürlichen Verflechtung anzuregen und zu entwickeln für ein sinnereffülfes Leben. Für ein bewußtes Leben, für ein Leben im fruchtbaren Miteinander und Füreinander. Es ist klar, daß dies mit einer tief ethischen Einstellung verbunden ist. Reed appelliert auch an diese Einstellung, jener Verantwortung des Menschen, der für sein eigenes wie auch für das Glück des anderen sich verantwortlich weiß. Die Flucht vor Verantwortung ist unlösbar verbunden mit einem Verlust an Menschlichkeit und ein Irrweg.

Kann nun Musikerziehung beitragen, um den tieferen Erziehungszielen näherzukommen? Kann Musikerziehung oder besser gesagt Musik dem Menschen helfen, mehr Mensch zu sein? Oder stellen wir die Frage noch einmal anders: Ist Musik notwendig oder zumindest förderlich? Wenn man menschliches Leben nicht einfach auf ein biologisches oder animalisches Vegetieren reduziert, wenn man seine geistige Entfaltung als zu seinem Sein und Leben gehörig betrachtet, ist Musik etwas Elementares. Entscheidend bei der Frage, was für den Menschen notwendig sei, kann bei dieser Überlegung nicht das äußerste Existenzminimum sein, jenes Minimum an Wasser und anderen Nahrungsmitteln und Bewegung, die den Stoffwechsel aufrechterhalten, oder auf den zivilisierten europäischen Stand angewandt, jenes Minimum an Einkommen mit dem man noch gerade knapp auskommen kann. Wenn hier die Frage der Notwendigkeit gestellt wird, so wird dabei ein Leben anvisiert in dem der Geist des Menschen zu seinem vollen Recht und zu seiner vollen Entfaltung gelangen kann. Geist sei dabei nicht auf Ratio beschränkt, sondern alle intuitiven Fähigkeiten, die spontane Erkenntnis, wie sie dem Kinde bei seinem Erwachen in das Selbstbewußtsein hinein sich in seiner ungebrochenen Ganzheit äußert, dies volle geistige Sein ist hier gemeint. Selbstverständlich ist dabei die Transzendenz mit einbezogen. Ich kann religiösen Glauben aus meinem Denken und aus meinen Überlegungen nicht ausklammern. Die Fragestellung, die ich wage, ist nicht wissenschaftlicher Natur oder zumindest nicht von der Art der Naturwissenschaften. Die Fragestellung ist als Herausforderung zu verstehen, als Konfrontation mit der bestehenden Situation. Musik ist aus einer vollen menschlichen Geistigkeit nicht wegzudenken. Sie ist eine elementare Gabe, die tief in seinem Sein wurzelt.

Aus dieser skizzierten Sicht heraus kann die Notwendigkeit der Musik für den Menschen nicht angezweifelt werden. Diese Notwendigkeit entspricht einem tiefen Bedürfnis. Aus diesem Bedürfnis heraus hat jede künstlerische Äußerung ihre Berechtigung und Musik ist eine der Künste, deren Bedeutung heute sogar von der Medizin her erkannt wird. Man entdeckte ihre heilende Kraft.

Der Fragenkomplex ist umfangreich. Es soll in diesem Falle auf die wichtigsten Schwierigkeiten hingewiesen werden.



Da ist nun vor allem die Ausbildung unserer Musiklehrer an dem Musikkonservatorium. Ein geringer Teil unserer Musiklehrer konnte sich wenigstens zum Teil in Österreich ausbilden und am Bozner Konservatorium die nötigen Zeugnisse in einem ergänzenden Studium nachholen. Aber der Lehrplan des hiesigen Konservatoriums ist nicht auf die Erfordernisse der Mittelschule und ihrer Lehrer eingestellt. Als die Reform der Mittelschule gesetzlich durchgeführt wurde, war diese Reform nicht vorbereitet. Für den neuen Lehrplan mit den neuen Anforderungen gab es keine entsprechend ausgebildeten Lehrkräfte für Musikerziehung und diese Situation hat sich im wesentlichen noch nicht geändert. Die deutschsprachigen Mittelschullehrer, die das Fach Musikerziehung unterrichten, sind zum Teil Berufsmusiker, zum Teil Musikstudenten, und unterrichten in Supplenz. Aber alle, die sich nur auf das stützen müssen, was sie im Konservatorium gelernt haben, sind darauf angewiesen, ihr nötiges didaktisches Wissen sich selbst durch Kurse und autodidaktisches Studium von Fachliteratur aufzuholen. Ihrer pädagogischen Erfindung sind keine Grenzen gesetzt und je schwieriger die Schüler sind, desto erfinderischer müssen sie sein, um mit den Schülern zurechtzukommen und darüber hinaus auch tatsächlich für Musik oder durch Musik zu erziehen.

Die Ausbildung am Konservatorium ist auf Weitergabe des überholten, viel zu stark theoretisch ausgerichteten Fachstudiums für irgendein gewähltes Instrument, Gesang oder Komposition ausgerichtet. Was dort vermittelt wird, ist nur zum geringen Teil für die Unterrichtspraxis an den Mittelschulen verwertbar. Es gibt aber nicht wenige Musikerzieher, die aus Begabung und Begeisterung sich das Wissen durch mutige Experimente, durch Erfahrungsaustausch und durch ergänzendes Studium an Kursen selber erworben haben. Von den offiziellen, für den Unterricht verantwortlichen Stellen brauchen sie sich keine Hilfe zu erwarten. Der Kontakt mit Berufskollegen aus dem Ausland bringt weit mehr ein. Einzelne Lehrer, die bahnbrechend und beispielhaft arbeiteten, wurden systematisch ignoriert. Von maßgebenden Professoren, die sich zur Aufgabe gesetzt haben, die Mittelschul-Musikerzieher zu beraten, ist deshalb nichts zu erwarten, weil sie über den theoretischen Horizont nicht hinausgelangen und die realen Möglichkeiten nicht wahrhaben wollen.

Unser weitgehend materiell bestimmtes Denken läßt nun nicht selten so manchen Schüler die Frage stellen: was nützt mir Musik. Was bringt sie mir ein, was soll ich mit den Noten und dem ganzen Kram anfangen.

Der Widerwille gegen die Musiknoten ist weit verbreitet. Der Grund dafür ist, daß sich für viele vom Notenzeichen her zum Klang keine direkte Beziehung bildet. Noten aber ohne Klangvorstellung sind tote Zeichen. Es geht ja nicht darum, zu wissen, wie die Note genannt wird, dies allein reicht zum Musizieren

nicht aus und ebensowenig zum vom Blatt Singen. Der Sänger und Musikant, der nicht nach Noten singen oder spielen kann ist ein musikalischer Analphabet. Aber genau so wie ein Analphabet ohne Buchstaben lesen zu können, dennoch sprechen kann, genau so gibt es viele musikalisch begabte Menschen, die zwar als musikalische Analphabeten zu bezeichnen sind, aber Gehör haben, ein ausgezeichnetes, feines rhythmisches Empfinden, dazu noch ein nahezu unfehlbares Gedächtnis, das sie befähigt ganze Musikstücke samt allen harmonischen Modulationen schnellstens nach Gehör auswendig zu lernen. Die Musik beginnt nicht mit den Noten und hört auch nicht mit den Noten auf. Alle Schriften von Sprachen und die Notenschrift sind graphische Mittel der Aufzeichnung von bereits intendierter Musik.

Für die Mittelschule sind Noten und Musiktheorie weder als wesentliches Ziel noch als Hauptsache zu betrachten. Weit wichtiger ist das Singen und eine bewußte Hörerziehung. In den Mittelschulen reicht die kurze Zeit einer Wochenstunde nicht, um Schüler gewinnbringend Theorie zu vermitteln, wenn nicht der Lehrer schon bereits einen didaktischen Weg gefunden hat, vom Singen selbst her zur Musikschrift hinzuführen. Wenn jemand die Begabung hat, Singen, Hören und Notenschreiben als ergänzende Elemente den Schülern nahezubringen, ist dies selbstverständlich eine gute Sache.

Falsch ist es, den Musikunterricht abstrakt zu gestalten. Das trifft dann zu, wenn bloß Takte gezählt werden, und Notennamen gelesen werden. Ebenso fragwürdig sind alle modischen Lehrmethoden, die einseitig auf gewissen Ideen herumreiten, wie die reichlich strapazierte Kuckucksterz, die als Uroffenbarung angepriesen wurde, dann die ganzen pentatonischen Spielereien, die geisttötend zwar Zeit ausfüllen aber die musikalische Sicht beengen.

Alle Lehrmethoden sind als Mittel zu bewerten und die Möglichkeiten, gut zu unterrichten sind unzählbar, da dem menschlichen Erfindungsgeist in der Pädagogik keine Grenzen gesetzt sind und sein sollen. Es ist ein Irrtum von verhängnisvoller Tragweite zu behaupten, für ein Musikverständnis sei die Kenntnis der Harmonielehre und des Kontrapunkts sowie der Formenlehre unerlässlich. Die Musik ist kein Monopol für eingebildete Fachleute, sondern ein Gut aller Menschen und für alle Menschen. Jede Überbewertung spezifisch theoretisch ausgerichteter Unterrichtspraxis ist für eine Allgemeinbildung grundfalsch. Der Laie kann mit Theorie sehr wenig anfangen und wenn man ihn in die Musiktheorie einführen will, so nur dann, wenn er selbst das Bedürfnis dazu hat, aber wozu den Umweg über die Theorie. Der fähige Musikhörer geht doch nicht ins Konzert um Formschemata zu verfolgen, oder Harmonieanalyse zu betreiben, oder über die hohe Kunst des Kontrapunkts die Musik selbst zu vergessen! Alle Techni-

ken, die von den Meistern angewandt und eingesetzt wurden, alle künstlerische Erfindung und Schöpfung ist um der Aussage willen da. Als Ganzheit wird sie vom Hörer miterlebt. Er läßt sich von den Klängen tragen, freut sich an der Entfaltung einer schlichten Weise oder einer großangelegten Symphonie mit dem Spiel der Motive, der Veränderung, dem inneren Werdeprozeß einer musikalischen Dramatik, wie sie sich überwältigend in Beethovens Eroica offenbart als erregendes Ereignis. Keine noch so ausgeklügelte Theorie kann das Erleben ersetzen oder steigern. Alle Theorie, die von der lebendigen Musik abgetrennt ist, entfremdet die Schüler der Musik. Sie baut eine Berliner Mauer zwischen Musik und Schülern. Nach den neueren psychologischen Erkenntnissen und auch der neueren Pädagogik ist es sicher, daß ein Unterricht in dem alle Elemente eines zu vermittelnden Stoffes separiert werden, und so ihres organischen Zusammenhanges beraubt sind, dem Schüler das Verständnis der Materie erschweren und nicht erleichtern. Natürlich hat es einen Zweck, rhythmische Übungen in den Unterricht einzubauen. Aber Rhythmus ist seinem Wesen nach lebendige Bewegung und je lebendiger er wirkt, desto wirksamer wird er als anregende und stimulierende Kraft. Moderner Unterricht ist auf empirische Psychologie angewiesen und muß von den psychologischen Beobachtungen ausgehen. Es geht darum, daß der Pädagoge das für ihn nötige Wissen um diese Belange hat, aber vor allem ist es wichtig, intuitiv zu arbeiten. Intuition ist unerlässlich für einen fruchtbaren Unterricht. Für den Fachmann selbst ist eine wissenschaftlich fundierte Ausbildung eine Selbstverständlichkeit. Aber selbst die beste pädagogische Ausbildung kann niemals den unmittelbaren Spürsinn für die Vielfalt der Schulrealität ersetzen.

Die praktische Musiklehre für Mittelschulen von Peter Hölzl, Musikprofessor an der LBA Meran ist daher alles eher als ein „Lichtblick“, wie dieses Lehrwerk in der Zeitung genannt wurde.

Es bietet viel brauchbaren Übungsstoff für die Schulung und Sensibilisierung des rhythmischen Empfindens, weniger aber entspricht die Methode zum Erarbeiten der Intervalle. Genau an dieser Stelle beginnt die Fragwürdigkeit theoretischer Spekulationen, da Hölzls Methode, die sich wohl an der LBA Meran bewährt haben mag, nicht aus den Voraussetzungen der Mittelschule entwickelt wurde. Seine Auffassung, die Zweistimmigkeit sei die Urform der Polyphonie um seine Bicinien zu rechtefertigen, kann weder von der musikalischen Erfahrung bestätigt werden, noch wird sie von namhaften Fachleuten für richtig befunden. Max Reger behauptet, der zweistimmige Satz sei der schwierigste. Dies gilt für den künstlerisch anspruchsvollen polyphonen Satz, da in diesem der Hörer zum Mitvollzug an latenter Harmonie am meisten zu ergänzen hat.

Prof. Hölzl wählt den umständlichen Weg theoretischer Aufarbeitung. Bicinien solcher Art, wie er sie schrieb, machen dem Schüler

den Zugang zur Musik nicht leichter, sondern erschweren ihn erheblich. Sie sind übrigens von keinem Fachgremium praktisch getestet worden, und die Erfahrungen, die Prof. Hölzl selber damit gemacht hat, reichen nicht aus, um sie in ein amtlich zugelassenes Unterrichtswerk hineinzunehmen.

Was diesem Lehrwerk von jeher fehlte, war eine grundsätzliche Analyse der Schulsituation. Es wurde unterlassen, die wirklichen und dringendsten Bedürfnisse didaktischer Hilfsmittel zu untersuchen. Prof. Hölzls Buch ist für einen Musiklehrer an einer Musikschule eine durchaus beachtenswerte Stoffsammlung. Für die Mittelschulbelange fehlt jedoch das geeignete Bildmaterial. Bei den Abbildungen der Instrumente sind die Größenverhältnisse der Instrumente nicht berücksichtigt worden. Die Geige sieht zum Beispiel größer aus als das Cello.

Ganz generell müßte aber ein solches Buch einem übergeordneten Fachteam zur Überprüfung übergeben werden. Die Konzeption hätte sich nur danach auszurichten gehabt, was brauchen die Musiklehrer an den Mittelschulen am dringendsten und womit ist ihnen beim Unterricht am meisten geholfen. Darüberhin ist noch die Frage zu stellen, war dieses Buch notwendig? Wenn Prof. Hölzl sich als den allein zuständigen und berechtigten Fachmann auf dem Gebiet der Musikerziehung an den deutschsprachigen Mittelschulen betrachten sollte, weil er am meisten Studien nachweisen kann, so hat er sich bisher einer wirklichen Konfrontation mit Fachleuten dieser Schulstufe aus dem Ausland entzogen.

Für die Mittelschule gibt es im deutschen Sprachraum einige Schulbücher, die in der Stoffauswahl und der Gliederung und auch in der Gestaltung weit entsprechender sind, als Hölzls Werk. Es genügt auf ein bayrisches Schulbuch hinzuweisen. Es heißt: Der junge Musikant- Liederbuch mit Musikkunde von Rudolf Kirmeyer, herausgeben von Karl Haus und Franz Möckl. Erschienen ist dieses hervorragende Buch im Bayrischen Schulbuchverlag München.

Sowohl Liederteil wie Musikkunde sind in Auswahl und Gestaltung hervorragend. Was an Themen aus klassischen Werken geboten wird, ist entweder im Originalsatz oder entsprechendem Klavierauszug geboten. Ja sogar eine Partiturseite ist abgedruckt. Es fehlt auch nicht das Tastenbild, um die Durscala darzustellen und die Halbtöne zu veranschaulichen. Die Vorzüge dieses Buches sind für den Fachmann nicht zu verkennen und bei dem pädagogisch hohen Anspruch, den die Schule in Bayern stellt, kann nur ein wirklich streng geprüftes Buch von der Behörde zugelassen werden. Der Vergleich dieser beiden Schulbücher ist ungemein aufschlußreich.

Was mit der Kritik gesagt sein sollte und aufgezeigt werden sollte, war die relative Bedeutung der Theorie für die Musikerziehung. Der Unterricht muß auf das Kind hingerrichtet sein und es ansprechen.

Gottfried Masoner







Petschln sein pechi
unt Glanen sein saur.
Unt a rutschltr Karrnr
isch mr liabr as a Baur.

Isch mr liabr as a Waalr,
as a Goaßr unt a Beck.
I rennat so reasch
ases gang do aweck.

Mitn Wassr vot Etsch
ibr Pichl unt Tool.
Obr dös sein lei Winsch,
mir bleibb jo kua Wool.

Entern Bach Karrnr
unt hiagern Bach Baur.
Woll Petschln sein pechi
unt Glanen sein saur.

Die Welt isch a Suurgruab
mitan enzgroaßn Luck,
do druntr bleibb olz,
wos zun Himml stinkt zrugg.

Aso hobmr a guate Luft
unt bliahweiße Krag
unt guatschmeckate Hänt
unt mordsguate Magn.

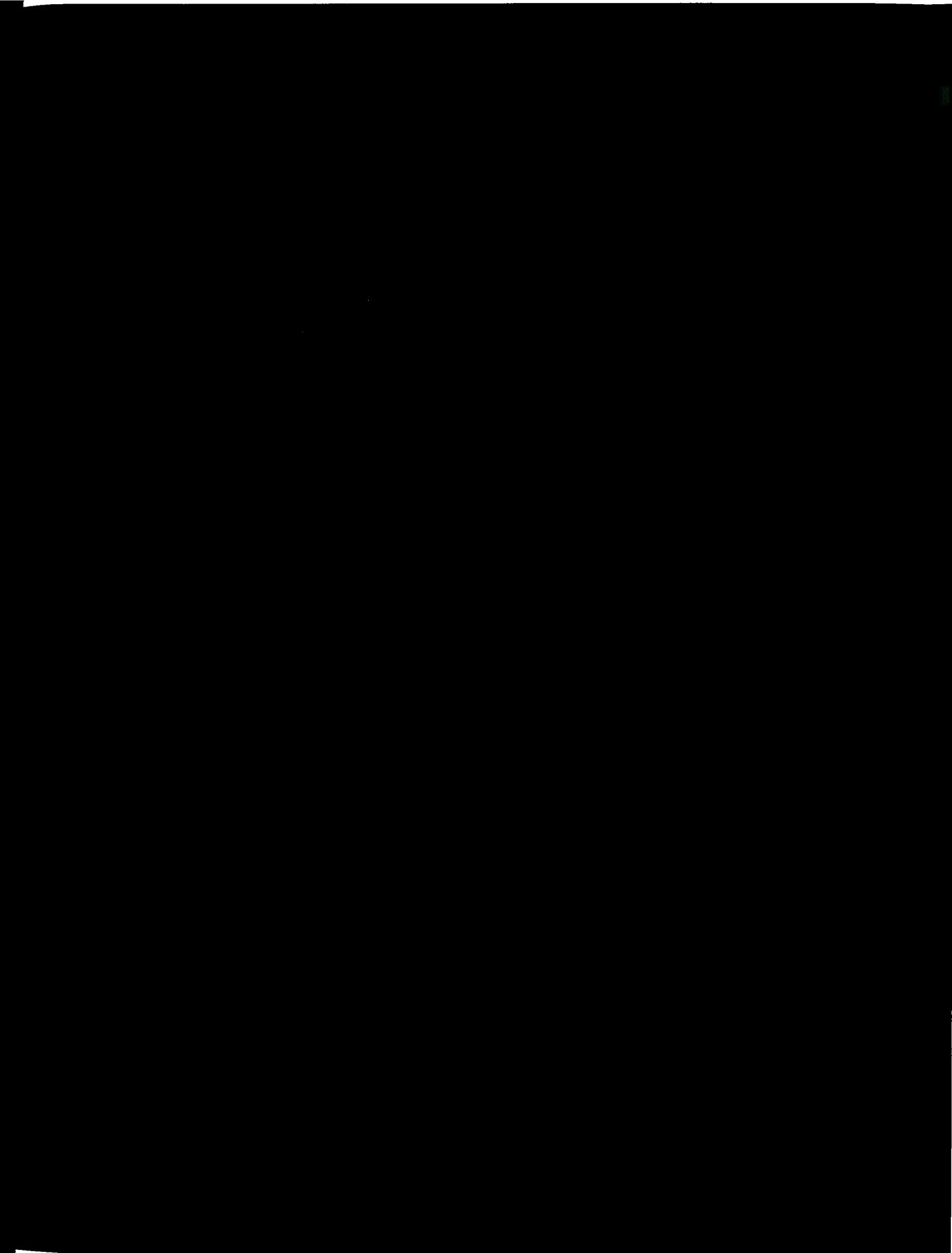
Obr uamall weart uanr
an Arzengl schickn,
der lupft lei dös Luck auf
unt allz weart dr schtickn.

An Gaul schaugsch inz Maul,
bana Bix schaugsch afs Kourn
unt banan Dax schaug lei zwoamall,
uamall hintn, uamall vourn.

Obr ba di Leit isch dös Schaugn
no alzzamm it gnua,
weil do kimmp no as Zuawoog
suina Dimmi drzua.

Unt narr muasch earscht guggn
daßes drkneischt,
kimmp dia Dimmi vodi Beich
odr ament gor von Geischt.

Weil gegn allz hobmr Mittl,
a guats Huntsfett gegn Gicht
unt gegn s Inmachn an Lergat,
lei gegn di Dimmi nutzt nicht.



Petschln sein pechi
unt Glanen sein saur.
Unt a rutschltr Karrnr
isch mr liabr as a Baur.

Isch mr liabr as a Waalr,
as a Goaßr unt a Beck.
I rennat so reasch
ases gang do aweck.

Mitn Wassr vot Etsch
ibr Pichl unt Tool.
Obr dös sein lei Wunsch,
mir bleibb jo kua Wool.

Entern Bach Karrnr
unt hiagern Bach Baur.
Woll Petschln sein pechi
unt Glanen sein saur.

Die Welt isch a Suurgruab
mitan, enzgroaßn Luck,
do druntr bleibb olz,
wos zun Himml stinkt zrug.

Aso hobmr a guate Luft
unt blichweiße Krag
unt guatschmeckate Hänt
unt mordsquate Magn.

Obr uamall weart uanr
an Arzengl schickn,
der lupft lei dös Luck auf
unt allz weart dr schtickn.

An Gaul schaugsch inz Maul,
bana Bix schaugsch afs Kourn
unt banan Dax schaug lei zwoamall,
uamall hintn, uamall vourn.

Obr ba di Leit isch dös Schaugn
no alzzamm it gnua,
weil do kimmp no as Zuawoog
suina Dimmi drzua.

Unt narr muasch earscht guggn
daßes drkneischt,
kimmp dia Dimmi vodi Beich
odr ament gor von Geischt.

Weil gegn allz hobmr Mittl,
a guats Huntsfett gegn Gicht
unt gegn s Inmachn an Lergat,
lei gegn di Dimmi nutzt nicht.

23 ANSICHTEN ÜBER STECHER

- Der direkte Zugang führt immer noch über sein Atelier. (Meran, Piavestraße 29. Eine vorherige telefonische Anmeldung am Vormittag ist sinnlos, er hebt nicht ab.)
- Im Interpretieren seiner eigenen Sachen ist er äußerst schwach. Schwache Interpreten haben daher sein Einverständnis.
- Über alles andere und weitere kann er endlos reden. Daß ihm dabei die Argumente nicht ausgehen, hat er allen Wanderpredigern voraus: sie haben weitere Termine, er hat überhaupt keine.
- Umständehalber ist er, was ihn selbst betrifft, sehr umständlich. Dann sticht Stecher sich selbst aus. (Vor Terminen und Telefonen.)
- Eitel und empfindlich wird er erst dann, wenn „Freunde“ glauben, sie seien mit ihm befreundet und könnten ihm einfach so kommen. Deswegen hat er so wenige.
- Sein größter Fehler: Seine Liebenswürdigkeit. (Die Würde zur Liebe ist keine potentielle Form der Erotik.)
- Seine größte Tugend kenne ich nicht. Vermutlich versteckt er sie auch vor sich selbst.
- Seine größte Unzeitgemäßheit: Er ist ein Poet. Außerdem besitzt er Aktien von der Vintschgauerbahn. Leider haben sie ihm nie gehört. (Die Zeit und die Politik spielen sich nicht in die Hände.)
- Er liest nie eine Tageszeitung: Er ist daher äußerst ungebildet.
- Von Philosophie und Naturwissenschaft versteht er eine Menge. Diese reicht Gott sei Dank nicht aus, ihn zur Tagesordnung übergehen zu lassen. Umständehalber ist er daher auch so äußerst schwierig.
- In der Früh ist er faul, am Abend fernseh-süchtig. (Krankheitserscheinungen habe ich noch keine an ihm feststellen müssen.) Mit der Traurigkeit lebt er wie die Tanne mit der grünen Farbe: unbewußt.
- Schon seinen Vater nützten sehr viele aus.
- „Über Stecher wird in Südtirol sehr viel Lob gesprochen“. (Klopfstock) Das ist wiederum nur verständlich, weil wir hier wahrscheinlich den besten aller nur denkbar möglichen Professorenstaaten haben.
- Verlaß ist auf Stecher keiner. Er erwartet ihn von jedem anderen auch und ist daher ein natürliches Abbild seiner Umwelt.
- Die Zukunft Stechers hat im Ausland schon begonnen.
- Stecher ist ein Bauer geblieben. Das wäre Hugo Gamper auch. Aber der hat ja keine Zeit, sich um etwas Anständiges zu kümmern. (Den guten Ruf eines anständigen Juristen habe ich nicht erfunden und kann ihn daher auch nicht schmälern.)
- Stecher ist ein Bauer geblieben. Das wäre Hugo Gamper auch. Aber dem fehlt offenbar die Zeit, sich um das Anständige so zu kümmern, daß es anständig bleiben kann. Das Sympathischste an den beiden Bauern ist, daß sie neben harten Köpfen und Namen weiche Seelen haben.
- Stecher bevölkert die Südtiroler Kulturlandschaft wie eine Ameise: von unten und sauer. Den Underground überläßt er anderen.
- Wer Stecher belächelt, hat es vor dem Spiegel geübt.
- Wer Stecher übergeht, muß etwas studiert haben.
- Wer Stecher lobt, muß darauf gefaßt sein, nachher auch gelobt zu werden. Das ist ausgesprochen peinlich.
- Wer Stecher Stecher sein ließe, sollte alles versuchen, ihn die Wände hochgehen zu lassen. Schon früher sind die besten Wandbilder in Kirchen und Häusern so entstanden.
- Das Verhältnis Maler-Dichter bei Stecher gleicht der Geschichte von Abel und Abel.

Luis Stephan Stecher
Kärnerlieder
Farbtafel: Hieronymus

Leonhard Paulmichl

UBER LEUTE UND ANDERE MENSCHEN

Gewidmet Hubert Ploner
Ortsparteijugendreferent i.R.
Meisterredner i.R.
Volkstumsverteidiger a.D.

Es gibt Leute, die können lesen und schreiben. Manche beschränken sich auf das Lesen, manche auf das Schreiben. Manche kaufen sich eine Zeitung, um sie zu lesen, manche machen sich die Zeitung selbst, lesen sie aber anscheinend nicht. Manche schreiben für eine Zeitung, lesen aber nur das Selbstgeschriebene. Manche schreiben sogar an eine Zeitung, nur um sich selbst lesen zu können. Dann gibt es wieder Leute, die haben es gar nicht nötig, Zeitung zu lesen. Das erledigt für sie ihr Sekretär. Einige wissen am nächsten Tag nicht mehr, was sie in der Zeitung gelesen haben. Das ist weiter nicht schlimm; andere aber vergessen das, was sie in der Zeitung geschrieben haben. Viele glauben alles, was in der Zeitung steht, manche sogar das, was sie geschrieben haben. Es gibt auch Leute, die alles schlucken; wenn es nur rechts gewickelt ist, dann ist es gleich, ob es recht verwickelt ist. Die sind nicht rot und nicht schwarz, sondern kariert — kleinkariert. Die haben sich das

Brett vor ihrer Stirn aus Tradition hingenagelt. Aus schön geschnitztem Lärchenholz, das natürlich nicht zu rot sein darf. Denen kann man Kuhdreck als Butter verkaufen, wenn man ihn nur in schönes, antikomunistisches Papier packt. Rot wird nur an Trachtenjoppen geduldet. Zu diesen Leuten gehören einige Journalisten und Politiker et X andere Schreiber, Leser und Vorlesenlasser. Man kann nämlich nicht nur manchen Leuten ein X für ein U vormachen, sondern auch einem X ein U für ein Y.

Da gibt es nämlich außer Lesern und Schreibern auch Leute, die reden können. Also natürlich auch Leute, die über Redner schreiben. Und gezwungenermaßen auch Leute, die das, was über Leute, die reden können, geschrieben wird, auch lesen. Oder sich vorlesen lassen.

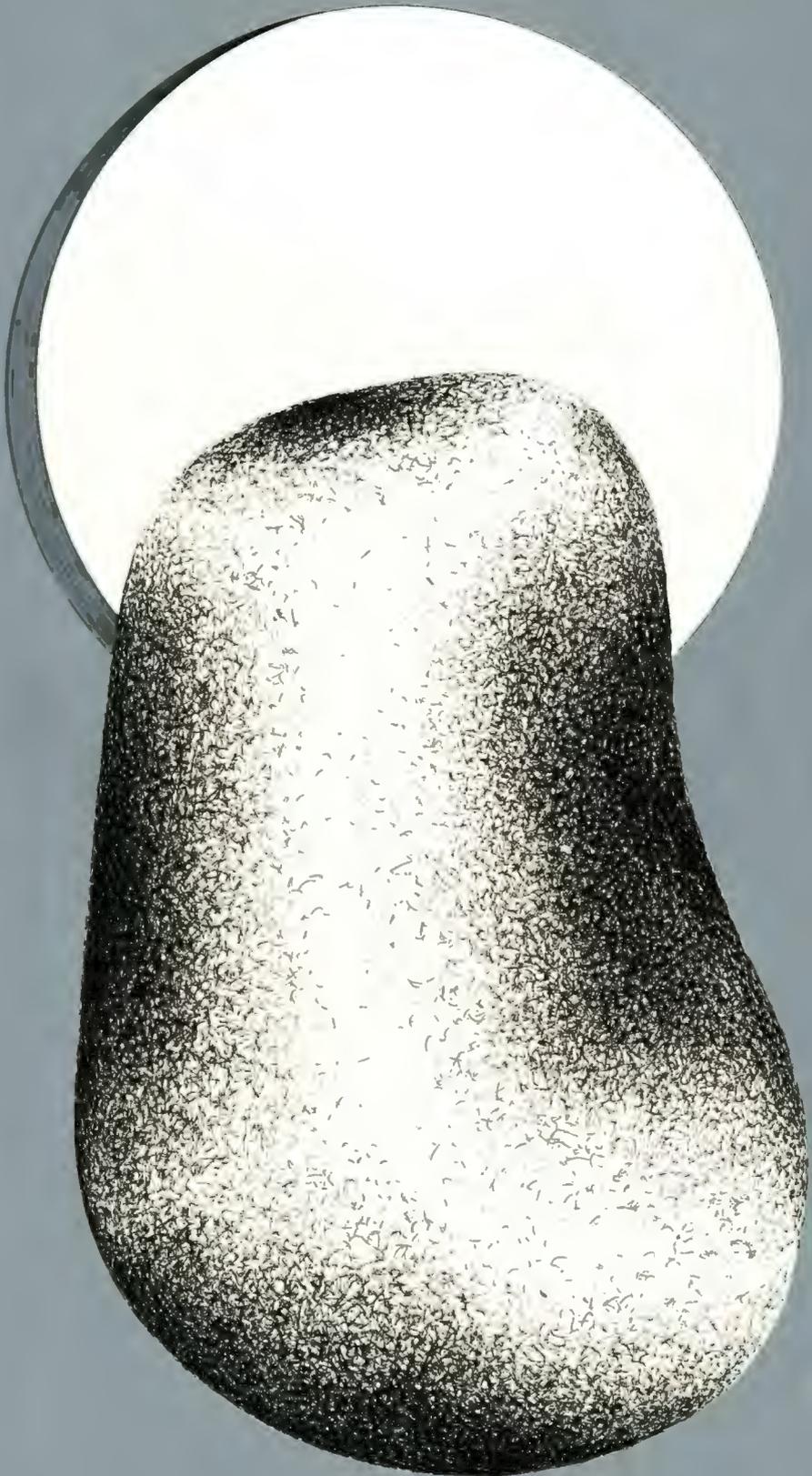
Die sind dann selbstverständlich stolz darauf, daß so ein Redner „aus unserem Lande stammt, einer der Unseren ist, nicht weil er — was uns sicher auch sehr freut — den Namen Südtirols im ganzen Sprachraum, in Europa, ja in der Welt Ehre gemacht hat, sondern weil wir an ihm ein Beispiel und Vorbild haben, daß unser Volk noch Männer mit einer starken inneren Überzeugung und Kraft hat. Nur mit einer solchen inneren Kraft können wir heute unsere Weltanschauung und auch unser Volkstum verteidigen.“

Bis auch für diese Leute die Rauchentwicklung zu stark wird. Dann riechen sie langsam den Braten. Der stinkt plötzlich zum Himmel und man verkrümelt sich naserümpfend aus der Küche. Keiner will mehr am Braten mitgewürzt haben. Und seither gibt es Leute, die sehr froh sind, wenn über Redner nicht mehr geredet wird. Oder geschrieben.

Leute, die zusammenzucken, wenn sie von Lajen reden hören. Die dabei nicht mehr an Herrn Walther denken, sondern an einen anderen Herrn. Leute, die seither aufmerksamer die Zeitung lesen.

Viel Sinn hat das nicht.

Kurt Pircher





„Ich mußte mit mir lachen. Wie ein Narr mußte ich lachen über mich.“ liest man eingangs in einem seiner „Essays“, und an anderer Stelle: „Und dann ist alles Neue wieder wie das Alte von einst, als der Großvater die Großmutter nahm.“

Franz Josef Noflaner schlürft seinen Kaffee in sich hinein, löffelt noch lange nachher den Zucker aus der Tasse und scheint damit seine Hauptnahrung zu sich genommen zu haben. Es hat wirklich den Anschein, als ob er davon leben könnte. Seit ich ihn kenne, hat er sich, bis auf die fehlenden Zähne und die etwas abgetragenen Kleider, wohl kaum merklich verändert.

Jemand bietet ihm eine Zigarette an. Er zieht daran wie ein typischer Nichtraucher, bläst den Rauch von sich, der Rauch aber umnebelt sein markantes und durchfurchtes Gesicht. Er fächelt ihn weg, hustet und pustet, wischt sich die Rauchschwaden aus seinen tränenden Augen, wobei ihm geschieht, daß der Rauch, wie bei einem schlecht funktionierenden Ofen, einfach nicht abziehen will. Trotzdem raucht er die Zigarette zu Ende. Nach dieser Anstrengung sieht man ihm förmlich an, wie befreit er sich fühlt, endlich diese gesellschaftliche

Konzession abgeblasen zu haben, und er scheint sich insgeheim darüber zu wundern, daß andere dabei einen Genuß verspüren.

*Verrate nichts
und halt dem Sein die Treue.
Ein Kuß des Lichts
ist Dasein für das Neue.*

Zwischendrin kann er zum Beispiel mit einer Frage wie die folgende in die Runde platzen: „Wie wird man am ehesten berühmt, indem man in Öl, Tempera oder Aquarell malt?“. Oder er zieht gegen Berühmtheiten zu Felde, schimpft über Picasso, Dali oder Miró und zwar der viel zu hohen Stellenwerte wegen, die ihre Bilder auf Kunstauktionen erzielt haben. Auch Politiker bleiben vor seinen Schimpftiraden nicht verschont, er verspricht „mit dem politischen Sauhaufen aufzuräumen“, indem er gewichtige Briefe an namhafte Persönlichkeiten, Stellen oder Zeitungen (wie zum Beispiel an die „Iswestija“) rekomandiert abschickt in Erwartung, daß seine strategischen Interventionen die Schachzüge der Weltpolitik beeinflussen und eine Positionsaufbesserung der Lage herbeiführen. Welcher Zug zu wessen Gunsten, bleibt nur für ihn durchschaubar. Das

FRANZ JOSEF NOFLANER

Wirkungsgefüge mit den jeweils eintretenden Ergebnissen bucht er auf sein Einflußkonto. Geboren ist Franz Josef Noflaner noch in der Zeit der Donau-Monarchie, was ja auch sein nicht ganz zufällig gewählter Taufname unterstreicht, und zwar in einem sehr engen, aber damals noch sehr schönen Tal in den Dolomiten. Sei es durch das traditionelle Kunstgewerbe als auch durch die unlängst ausgetragenen Ski-Weltmeisterschaften und nicht zuletzt durch die Bücher, Filme und Fernsehberichte Luis Trenkers, ist dieses Tal in aller Welt bekannt geworden: Das Grödental oder Val Gardena genannt. Daß nun aber die bis heute noch ungeschriebene lokale Chronik in diesem berühmten gewordenen Fleckchen Bergland außer Herrgottschnitzerei, Skizirkus und Massentourismus auch andere — wenn zwar kaum wahrgenommene Aspekte aufzuweisen hat, das zeigt als lebendiges und in seiner Art einmaliges Beispiel: Franz Josef Noflaner.

Hier kennt ihn also jeder und niemand. Wer ihn aber einmal zu Gesicht bekommt hat, vergißt ihn nicht wieder, denn er ist im wahrsten Sinne des Wortes einmalig, unverwechselbar und unverkennbar. Nicht daß er eine gewichtige Miene zur Schau trüge oder daß bei seinem Anblick alle Hüte vom Kopfe flögen, ganz im Gegenteil, er mag wahrscheinlich nur denen auffallen, die in seinem eher komplexen Wesen, seiner Lebensart, seinen Gesprächen und Machenschaften zu lesen verstehen. Er schreibt in seiner Prosa an einer Stelle: „Es gibt noch Originale“ und charakterisiert sich damit selbst.

Aber wie steht es nun tatsächlich um Franz Josef Noflaner? Wer oder was ist er wirklich? Mehr als nur wahrscheinlich und feststellbar ist er kein Revolutionär, kein Tabubrecher, kein Warhol, kein Handke und genau so wenig ein bürgerliches Schaf. Ist Franz Josef Noflaner vielleicht ein ethnisches Genie oder ein Ritter von der traurigen Gestalt? Ist er nur ein regionales Original, ein Unikum oder eine noch nicht geortete Persönlichkeit? Ist er ein „funktionsloser Phantast“, ein noch nicht offiziell anerkannter Künstler oder ein klinischer Fall?

Mit solchen Fragen könnte man beliebig weiterspielen, doch nur mit Vorbehalten antworten. Mir persönlich liegt nichts ferner, als psychologische Pauschal-Analysen zu liefern, denn damit brüsten und brüskieren sich heutzutage allorts ganze Sekten von Psychologie-Maturanten, Wirkköpfen und Spitzbuben. Ich möchte hier nur versuchen, eine flüchtige Skizze zu zeichnen, um dieses urwüchsige Phänomen besser kennen- und einschätzen zu lernen, da ich der Ansicht bin, daß in den Reservaten des Individuums „Menschen-Originale“ und „Menschen“ überhaupt immer spärlicher vorkommen werden.

Ich habe Franz Josef Noflaner oft gezeichnet, da er für mich, optisch betrachtet, zweifelsohne die interessanteste und aussagekräftigste lokale Persönlichkeit bedeutet. Nur selten aber ist es mir gelungen, wenn überhaupt, etwas von seiner ureigenen Natur graphisch umzu-

setzen und festzuhalten. Er ist mir viel Modell gegessen, und jedesmal war es für mich ein Erlebnis und ein Ereignis ganz besonderer und kaum zu definierender Art. Seinen vereinsamten Höhen- und Tiefflügen zu folgen, seinen gedanklichen Verflechtungen und Rückschlüssen — wer vermöchte jemals klug daraus zu werden! Wenn man also über ihn spricht oder, wie eben, schreibt, sieht man ihn vor sich mit blinzelnden Augen, schmunzelnd oder verstohlen lächelnd — fast wie über einen schlechterzählten Witz.

Altersmäßig könnte Franz Josef Noflaner mein Vater sein, wenn ich nicht zufällig schon einen gehabt hätte. Aber „Vater“ paßt auf ihn genau so schlecht wie ihn etwa am Steuer eines Mercedes Platz nehmen zu sehen. Das Einmalige an seiner Einmaligkeit ist photographisch leichter festzuhalten als ihn zu beschreiben.

Mir wenigstens ergeht es so, daß ich in seinem Gesicht länger lesen kann als in seinen Büchern, wobei ich hinzufügen muß, daß Franz Josef Noflaner mehr geschrieben hat als Goethe oder die Courths-Mahler. Liest man nun in seinen Büchern, drängt sich einem die Frage auf, wie gescheit oder psychoanalytisch man darauf vorbereitet sein müßte, um in seinem literarischen Fahrwasser mitschwimmen zu können, ohne davongetragen zu werden — oder aber, wie gut man dieses „schreibende Original“ kennen und verstehen müßte, um dahinterzusteigen, wem er was vorzugaukeln seinen Spaß hat. Sprachstil, Satzgefüge, Vers und Reim entstammen einer Zeit lange vor Heinrich von Kleist. Man glaubt zudem in Sonntagsblättern, Kalendern oder Kurieren zu lesen, die noch der Postillion ins Haus lieferte. Zahlreiche seiner handgeschriebenen Bücher sind in einer stogrammähnlichen gotischen Kursivschrift verfaßt, also unleserlich. Wie ernst es ihm aber allen Vermutungen zum Trotz dennoch ist, beweist die Tatsache, daß er sich zu den Nobelpreis-Anwärtern zählt. Er scheint zwar noch nicht auf deren Preisliste auf, aber man kann ja nie wissen. Man muß nur warten können, meint Franz Josef Noflaner — und warten hat er gelernt.

Seine Ausdauer, Zähigkeit, Verbissenheit, Starrköpfigkeit und Verschrobenheit in Sachen Literatur ist latent, sprichwörtlich hingegen sind seine Kaffeehausséancen geworden, während denen er sich abwechselnd seinen verschiedensten Neigungen zuwendet, vorwiegend der Schriftstellerei. Doch dahinterzusteigen scheint niemand interessieren zu wollen: Er hat nämlich mit seinen Manuskripten bei mehreren in- und ausländischen Verlagshäusern angeklopft, ist bis nach Berlin gereist (wo er ganz zufällig Gottfried Benn traf, der aber keine Notiz von ihm nahm, was er ihm bis heute nicht verzeihen hat), ist, ich wüßte nicht wie oft, zu Fuß, und eine Zeitlang mit flatternden Rockschoßen auf einem vorsintflutlichen Motorrad in die Talferstadt pedaliert, um Druckfahnen zu korrigieren und die Geburt seiner selbstgedruckten Bücher zu überwachen. Gleichzeitig mit dem Erscheinen eines Bändchens überraschte er seine Ab-

nehmer mit weiteren Buchankündigungen, die auf losen Blättern gedruckt, der Neuerscheinung beigelegt wurden. Darauf konnte man folgende Titel lesen: „Cairo der Erinnerung“. 224 Seiten; „Welten ohne Echo“ (Autobiographischer Roman), 288 Seiten; „Hypothetischer Kreislauf“, 192 Seiten. Diese und andere Bücher sollten in seinem „Zyklus-Verlag“ erscheinen, aber auf die Herausgabe seines vierten Bändchens: „Antennen wie Schwingungen“ folgte ein Editionsstopp, aber keines im Schreiben. Daß er sich, nebenbei bemerkt, die erwähnten Bücher mit Opfern und Verzicht verbunden regelrecht vom Munde sparen mußte, war bei seinem Einkommen kein Geheimnis, denn er lebte nicht, wie man so schön sagt „von der Hand in den Mund“, sondern vom Mund in die Hand.

*Ein Leistungsausweis, was ist das?
Die Frage ist an mich gerichtet!*

*Es wurden gedruckt 1956:
503 Exemplare „Gebundene Ähren“;
sie haben gedruckt 1957:
770 Exemplare „Kristall und Sonnenlicht“.*

*Ein Leistungsausweis, das ist das:
Ich habe auf den Lohn verzichtet.*

In einem seiner selbsteditierten Bände liest man im Vorwort: „Hinter diesen Gedichten verbirgt sich eine mitteleuropäische Tragödie, die sich auf die unwahrscheinlichste Weise vollendet hat. Und es wäre daher tatsächlich an der Zeit, daß sich ein rühriger, kurzum irgend ein tätiger Verlag der Sache annähme, bevor das Tun und Treiben der gesamtdeutschen Verleger-schaft und kritischen Literaturpolitik wieder — wie zu den Zeiten des Nationalsozialismus — in den geschichtlichen Schuldbegriff hinübergreift“. Hinter solchen Feststellungen steht eine menschliche Tragödie, in der weder Sieger noch Besiegte einen Schatten haben und wo man nicht beiläufig fragen wird, wo hier Tragik oder Komik oder beides zugleich anfängt oder aufhört.

So harren seine Buchauflagen hinter seinen vier Wänden auf den „willigen Leser“ — oder auf den „Nobelpreis“.

Ob er gegen Windmühlen kämpft? Aber wer kämpft nicht dagegen? Wenn Verlagslektoren sich nicht die Mühe nehmen, in seine Manuskripte auch nur einen Blick hineinzuworfen, so muß man doch gegen solche Scheinkulturen anrennen — könnte seine Antwort darauf sein. Doch Franz Josef Noflaner kapituliert nicht: Eine Zeitlang hing an seinem Wohnhaus in Richtung Durchfahrtstraße eine mit großen Lettern bemalte Tafel, auf der BÜCHER zu lesen stand, auf die man vorbeifahrend unwillkürlich einen Blick werfen mußte. Auf mich wirkte diese einsame Tafel wie ein vors Fenster gehängter Futterkasten, den die Vögel aus

irgendwelchen unerklärlichen Gründen mieden. Die Tafel blieb auch nicht lange an diesem sonderbaren Bestimmungsort, denn eines Tages war sie verschwunden. Dafür ist seine Wohnung eine Art Kunstlagerraum geworden, in dem zu den Stößen von Büchern, Stöße von Zeichnungen und Ölgemälden nebeneinander und übereinander geschichtet stehen. Alles nummeriert und katalogisiert. Ein wahres Monster-Oeuvre!

Er könnte damit verschiedene Stände auf der Frankfurter Buchmesse oder verschiedene Kojen auf einer Kunstmesse belagern, aber seine Ansprüche und Ambitionen will er höher gesteckt wissen. Er vergleicht die Preislagen auf den internationalen Kunstmärkten und was jeweils unter den Hammer kommt, möchte höhere Stellenwerte mit seinen Bildern erzielen, und dabei weiß man nie so recht, ob er mit diesen Angaben ändern oder nur sich selbst Grenzen setzt oder ob er sich nur Schildbürgerstreiche vorexerziert, um seinem Modus vivendi treu zu bleiben.

*Laß Freude in die Seele ein,
wenn der Erzengel dich erkennt
als seinen Schatten, den er trägt
gewaltig über Schuld und Haß
der Völker nach des Segens Berg —
und dein Gemüt spannt mächt'ge Flügel.*

*Dem Einfluß erliegen, und um Ausdruck ringen,
dies ist das echte Zeichen aller schöpferischen
[Zeit.*

Ich sagte bereits, seit ich Franz Josef Noflaner kenne, hat er sich kaum wesentlich verändert. Einer, der kein Alter hat, kann also warten. Warum, wozu, wofür und worauf, das „weiß der Kuckuck!“ Auch in solchen Tönen können gelegentlich seine Antworten lauten. Irrtümlicherweise beneidet Franz Josef Noflaner nur die Erfolgsmenschen und sieht eigentlich nur im Erfolg eine Rechtfertigung menschlichen Strebens. Seine imaginären Erfolge aber stimulieren ihn meines Erachtens mehr, als gelänge es ihm konkrete zu verbuchen, denn Erfolge sind wie Bachsteine, Muscheln, Schmetterlinge und Leuchtkäfer: In der Hand betrachtet, büßen sie bald ihre Farbenpracht und Leuchtkraft ein. Dabei hat Franz Josef Noflaner Bilder gemalt, die meiner Wertung nach, neben den inzwischen so berühmt gewordenen Generalics nicht zurückstehen. Fragt sich nur, wer besser dran ist, der gemanagte und an seiner Arbeit behinderte Slave oder der nach Erfolg fiebernde, aber sonst völlig ungestörte Franz Josef Noflaner.

Den Zöllner Rousseau werden wohl beide nicht entthronen, doch bin ich überzeugt, daß die Zeit beiden ihre angemessenen Plätze einräumen wird. Einstweilen schweigt die Chronik

und Franz Josef Noflaner malt mit herrlich schillernden Farben auf seine Leinwände die eigenwilligsten Fabelwesen und Träume, die hierzulande geträumt werden. Darin ist er vielleicht unbewußt origineller als so mancher, der sich um dieses Attribut spreizt und reißt.

*Die Flocken fallen
mit Seligkeit
aus weißen Hallen.
Mein Glück ist weit
ins Nichts gefallen.
Es schneit und schneit!*

Nach seinen Zeichnungen befragt, die er in zyklischen Folgen jeweils mit Feder und andersfarbigen Tuschen ausführt, antwortet er zum Beispiel, daß er bei der zweihundertfünfundsiebzigsten angelangt sei und daß er fünfhundert eingeplant habe. Auf den Blättern begegnet man den seltensten Allegorien einer traumversponnenen Welt: Bäume, Berge, Wolken werden zu menschlichen oder tierischen Gestalten, Fratzen oder Gesichtern — Gesichter, Fratzen und Masken ähneln wiederum Bäumen, Bergen, Wolken. Kubin wäre von diesen visionären Zeichnungen fasziniert gewesen.

Einmal gestand er mir, daß er mit Frauenakten so seine Schwierigkeiten habe, da ihm immer nur gelänge, was bei Frauen oberhalb der Taille vorkommt. Seine gotisierenden Frauenakte bleiben also grossomodo Fragment. Als Entschädigung dafür zeigt er zuweilen schöngeformte Busen mit Fin-de-siècle-Umschnörkelungen.

Wie wärs nun aber mit einem allesüberbietenden Lottogewinn? Franz Josef Noflaner setzt genau so verbissen und kontinuierlich Lotto nummern auf geheimnisumwitterte Systemverfahren, die er auf unzähligen Papierbögen (mit vorgehaltener Hand) zurecht kombiniert, in die er sich während seiner üblichen Kaffeehausstunden hineinbohrt und vertieft — wie ehemals Nostradamus in seine Futurologie. Vor etlichen Jahren soll er „Fliegende Teller“ gesichtet haben und spekuliert insgeheim bei den Ufologen mit von der Partie zu sein. Die Vision hatte aber keine fliegenden Nachfahren in Sichtweite, worauf er diese Teller einstweilen abseits liegen ließ. „Bestseller“ wären ihm heute wahrscheinlich lieber als „Fliegende Teller“, denn alles, was mit Bestsellerei, Utopischem, Sensation, Rekord und dergleichen in irgendeinem Zusammenhang steht, fasziniert ihn über alle Maße.

Neuerdings stehen zum Beispiel Eishockeyspiele an erster Stelle. Eigentlich nicht sosehr die Spiele an sich, als deren jeweiligen Resultate — wie ich vermute, da er während der ausgetragenen Spiele hinter der Zuschauermenge wie ein imaginärer „Napoleon von la Mancha“ auf- und abstolziert, um hinter den Kampfpositio-

nen die Tücken, Gunst oder Ungunst des Spielchicksals gedanklich herauszudestillieren. Unter anderen Rätseln und Undurchschaubarem ist sein Verhältnis zum anderen Geschlecht: Seine platonischen und unplatonschen Wunschträume variieren, rückblickend, zwischen weiblichem Almhüttenpersonal und der inzwischen verheirateten Kronprinzessin XY von Holland. Die Details? Sie gehören ihm und niemandem sonst.

Ob Franz Josef Noflaner wirkliche Freunde hat? Darüber schweigt er sich genau so aus wie über seine Feinde, so als würde er weder Freunde noch Feinde haben, sondern nur geduldete und nicht geduldete „Rivalen“. Zu den letzteren zählen jedenfalls jene, die selber dichten, malen oder zeichnen. Geduldet werden hingegen jene, die weniger Erfolg haben als er oder, nach seinem Ermessen, verdienten Erfolg haben. Besonders hartnäckig führt er seine Attacken gegen jene, denen Erfolg und Ruhm nur so in den Schoß gefallen sind, ohne dementsprechende Leistung vollbracht zu haben — und sicher nicht zu unrecht. Diese leicht verdienten oder erkaufte Erfolge anderer liegen ihm auf dem Magen wie Wackersteine, zu deren Abreagierung er diese von den Massenmedien zitierten Erfolgshelden und Primadonnen mit verbalen Contreattacken bombardiert. Meistens nur unter vier bis zehn Augen.

*Es läuten die Glocken
und heim kehren die Tauben
der verblichenen Hoffnung
in die Höhlen des Staubes,
aus dem der Mensch gekommen war
auf der ziellosen Suche
nach strahlenden Siegen.*

Zudem weiß er, daß er gegen Windmühlen kämpft und scheint es auch nicht verheimlichen zu wollen wie andere Menschen, die unentwegt darauf bedacht sind, diese peinliche und allzumenschliche Rolle hinter plakatierten Werten, Symbolen und Dekorationen, hinter Maskeraden der Nüchternheit und bürgerlicher Logistik zu verschanzen, zu deren Images die entsprechenden Manschettenknöpfe, Krawatten und Ordensbänder niemals fehlen dürfen. Solchen Kram braucht Franz Josef Noflaner nicht. Krawatten dürfte er nicht mehr als drei besitzen. Ich kann mich immer nur an eine erinnern oder zumindest an die Art, wie sie geknotet ist. Dieser Miniknoten ist auf der Welt so einmalig wie er selbst. Sein Gesicht, seine Hände, sein Gang: Unter tausend Menschen würde man ihn auf einen Blick herausfinden. Er geht auch nicht wie andere Menschen, die wie auf ein Ziel in eine bestimmte Richtung gehen. Er geht in eine Richtung, deren Ziel er selbst zu sein scheint. Wenn nun dieses Ziel auch Erfolg oder Ruhm heißen mag, so weiß

er genau, daß dieses Ziel mit ihm steht oder fällt. Also mutet er seinem Ziel zu, daß die Richtung stimmt.

Franz Josef Noflaner lebt als typischer Außen-seiter am Rande einer etablierten Gesellschafts-schicht, die allein im Kapital ihr Heil sucht. Ihn betrachtet sie wie einen seltenen Vogel, der sich in ihr Glasgehäuse verirrt hat, ihnen aber in keiner Weise schaden kann, da er als deko-rative Randerscheinung auf der Bühne des Kleinbürgertums nicht unangenehm auffällt. Für sie scheint er nichts anderes zu sein als ein weitergereicher genealogischer Witz, über den man gelegentlich lachen kann. Seit er mit einer Altersrente bedacht worden ist, hat der steuerzahlende Bürger seine Pflicht erfüllt und sich gleichzeitig ein ruhiges Gewissen mitfi-nanziert.

*Die großen Ratten,
die sich anbeten und vergötzen lassen
sind mein Geschmack nicht.*

*Davon, daß einer Krawall macht
kommt keine Butter!
Davon, daß einer Instinkte hypnotisiert
kommt keine Gerechtigkeit
Davon, daß einer klüger sein will
als sein bißchen Geld klug ist,
kommt keine Freiheit.*

Wenn Franz Josef Noflaner sich über Künstler, Menschen, Geschehnisse und Situationen schlechthin äußert, sind seine knappen Formu-lierungen meistens Volltreffer. Es sind Aus-sprüche, die einer inneren und instinktiven Logik zugrundeliegen und deshalb jeder defi-nierbaren äußeren unverständlich bleiben. Man könnte mit diesen seinen Tiraden ein Buch füllen, wie auch mit Episoden aus seinem Le-ben. Hier in Kürze nur einige aus meinem Erfahrungsbereich:

Ich entsinne mich wie er, auf einer gemeinsa-men Reise in die Toskana, im Museo della Si-gnoria in Florenz mit einem großen Brotwek-ken, an dem er andauernd Stücke abrufte und in den Mund führte, überall nur nicht auf die dort ausgestellten Exponate blickend, umher-irrte auf der Suche nach Erlebnissen, die außerhalb konkreter und visueller Wahrneh-mung zu existieren schienen —;

wie ihn auf der Piazza del Duomo urplötzlich die Muse küßte, worauf er mit eiligen Schritten ins nächste Kaffee stürzte, an einem der Tisch-chen ein langes Gedicht innerhalb kürzester Zeit niederschrieb, dessen Inhalt weder mir noch meinem Bruder, der schnellen Vortrags-weise wegen, haften geblieben ist —;

wie er am selben Tag im Palazzo Pitti vor Ca-novas Marmorskulpturen plötzlich wach oder warm wurde, indem er mit seinen hageren Händen die naturalistischen weiblichen Kur-ven und Formen wie ein von Cranach darge-stellter Lüstling nachvollzog, während er ver-

stohlen um sich spähte, ob wohl niemand seine unmusealen Attitüden beobachten würde —; wie er tags darauf in Siena in einem Restau-rant auf dem Hauptplatz eine „trota alla mu-gnaia“ bestellte, daran herumstocherte und plötzlich mit Schluck- und Atmungsschwierig-keiten rang, weil ihm eine Gräte im Halse stecken geblieben war, worauf ich ihm riet, gleich mit einem Schluck Wasser das Unheil hinunterzuspülen, denn in Siena an einer Fisch-gräte zu sterben sei zwar nicht ganz unpoe-tisch, aber mit seiner eigenen Lyrik wäre es endgültig und für alle Zeiten aus. Auf diesen Ausspruch schüttelte uns alle ein Lachkrampf, der ihn der fatalen Gräte entledigte und uns Tränen in die Augen trieb.

Ich erinnere mich, als seine Mutter noch lebte (der er sein schönstes Gedicht gewidmet hat), wie sie in der von ihm blitzblank gesäuberten Wohnung auf einem Stuhl saß, während er liebevoll und doch wie ganz selbstverständlich ihr Haar kämmte und frisierte. Die Art wie er diese tägliche Zeremonie absolvierte, erschüt-terte mich und meinen Bruder.

Ich erinnere mich, wie er meine Brüder und mich zu einem Neujahrsessen eingeladen hatte: Wir trauten unseren Augen nicht, denn auf einem festlich gedeckten Tisch hatte er ein kaltes Buffet serviert, wie man es in einem erstklassigen Hotel nicht besser und aufwen-diger vorgesetzt bekommen könnte. Und zwar mit einer Großzügigkeit und Raffinesse, die man einem Junggesellen nicht zuzutrauen ge-neigt wäre.

*Und die Schnecke der Menschheit
trollt sich im Gehäuse der Zeit
von Plan zu Plan,
von Krieg zu Krieg,
von Gottesschaden zum Himmelsschaden,
von Aufstand zum Umsturz,
von Esel zum Lamm
von Stil zur Methode,
albern und gefährlich zugleich
durch die Scherben eines ewig
zerbrochenen Glücks.*

*Und wähnt, es wäre ihr Wahn
die Scholle des Reichs,
von dem die Könige sangen —
die untergegangen.*

In den kritischen und heißen Jahren in Südti-rol wurde Franz Josef Noflaner, aufgrund eines harmlosen Gedichtes, vor Gericht geladen. Ein von Haß und Chauvinismus infizierter Journalist hatte ein Gedicht vom „poeta con-tadino“ in seiner Zeitung angeprangert und Franz Josef Noflaner des „vilipendio alla nazione“ verantwortlich und strafbar machen wollen. Ich entsinne mich, wie ich mit dem gehässigen Zeitungsartikel zu ihm in die Woh-nung lief und zwar mit der Befürchtung, ihn würde diese Nachricht bestürzen, auch der

eventuellen Konsequenzen wegen — ganz außer Atem zeigte ich ihm das Pamphlet und erklärte ihm den Sachverhalt, Franz Josef Noflaner aber strahlte am ganzen Gesicht, als hätte ich ihm die Nachricht überbracht, er sei in Stockholm mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden. Über die eigentlichen Konsequenzen habe ich nie etwas in Erfahrung bringen können. Während unlängst Filmarbeiten in meinem Atelier getätigt wurden, bat ich ihn, mir währenddessen Modell zu sitzen. Vom Regisseur aufgefordert, mit ihm ein Gespräch zu führen, gelang es mir nicht Franz Josef Noflaner auch nur ein Wort hervorzulocken. Trotzdem ich auf eine mir nicht gewohnte Art insistierte, ihn zum Reden zu provozieren, schwieg er. Er schwieg so beredt und — wenn der Ausdruck angebracht ist — historisch, daß wir uns alle insgeheim schämen mußten.

Als ich wieder einmal nach Salzburg fuhr, lud ich ihn ein, wenigstens bis nach Innsbruck mitzufahren, um ihn einmal aus seinen vier Wänden herauszubekommen. Er willigte mit der Einwendung ein, daß ich ihn am Brenner absetzen möge, worauf ich ihm einreden wollte, daß dies sinnwidrig sei, er aber bestand darauf und kam wie vereinbart mit seinem Schirm unter dem Arm und wir fuhren los. Ich dachte bei mir, daß er sich für eine Weiterfahrt doch noch entschließen würde, aber am Brenner bat er mich, ihn abzusetzen. Er war das erste Mal auf einer Autobahn gefahren.

Nach meiner Reise über seine Rückfahrt befragt, antwortete er, daß diese mit irgendwelchen Geheimnissen und Vorkommnissen verbundene Reise, über die er mich nicht aufklären wollte, aufschlußreicher und abenteuerlicher gewesen sei als die Reise nach Paris, von der er nach wenigen Tagen eher enttäuscht zurückgekommen war. Wenn ich mich nicht irre, so soll man ihm, seines schwarzen Hemdes wegen, das er sich für diese Spezialreise zurechtgelegt hatte, den Eintritt ins Moulin Rouge verweigert haben. Ich vermute, daß man ihn für einen Clochard gehalten hat, mit denen man in Paris — sicher nicht zur Verschönerung des Stadtbildes — kurz zuvor aufgeräumt hatte. Wenn also Franz Josef Noflaner kein Clochard ist, so könnte er zumindest einem der Bücher der Weltliteratur entstiegensein, so alt, so jung, so zeitlos ist sein Wesen. Aber noch zwingender wird der Vergleich mit einigen Darstellern bei Canetti, Jonesco oder Beckett, die — Selbstgespräch führend — noch immer warten — auf Godot.

Markus - Februar/März 1976

CHRONISCHES ÜBEL

Der Augenblick ist ein Epigramm seiner Hoffnung. Aus diesem Grunde wird Poesie prosaisch! Und Gott verließ die Menschen: In seinem Namen und in des Himmels Namen. Da schufen sich die Dichter der Menschen die Hölle. Sich zur Heimat; Gott zur Verbannung. Da sprach der Herr: „In Hinkunft will ich nicht nur der Vater des Himmels, sondern auch der Rächer der Hölle sein“. Da erschrakten die Menschen, und tuschelten einander ins Ohr: „Wir haben schlecht getan zu unserem Schaden. Unsere Dichter glaubten Gott zu entthronen, indem sie die Hölle erfanden. Jetzt läßt der Herr auch die Hölle gelten und wir Kinder des sträflichen Hochmuts und Verbreiter des Meineids werden es sühnen und büßen müssen in doppeltem Maße“.

Und Furcht und Schrecken waren unter den schuldig gewordenen Menschen alltäglich am Werk. Denn sie hatten erkannt, daß sich ihr Stolz den Ungeist des Wahns in die darbenden und schmachttenden Seelen gelockt hatte. Und kein rettender Engel erschien ihnen in dieser bitteren Plage. Und so gaben sie zu ein „Kreuz“ zu haben; und das hatten sie auch. Aber es lag nicht in ihrer Macht, mit dem Willen Gottes zu spielen, der stärker war als ihr eigener; und so fügten sie sich halb willig und halb widerwillig in des Unvermeidliche, wenn von einem Unvermeidlichen in diesem Falle überhaupt gesprochen werden kann. Ansätze zu einer tragischen Gewißheit waren bestimmt vorhanden.

(Noflaner)



Handwritten signature or text, possibly "Handwritten".

85. 2. 3. 6.

magdala

als unser herr JESUS CHRIST einmal beim essen war da kam dieses weib dessen busen der suen de noch nicht entsagt hatte & schwellte & wog te. & roch & duftete & hatte sich angemalt wo 's anzumalen war. mit entsetzen schlugen die apostel die haende vors gesicht & schauten zw ischen den fingern nach der frucht. nur johan nes nicht. der war zu jung & seine nase oeffn ete sich willig & die augen nicht weniger bei all dem klimpernden schmuck den sie da hatte & schwang. der herr kaute weiter am schoepsen fleisch & judas schaetzte aus den fingern her aus & auch an ihnen ab was sie wohl an wert am leibe trug & ob sie's wohl beizeiten der k irche vermachte. als das weib unsern JESUS an ging & gar ihn beruehrte war der luegenpetrus so entsetzt daB er glatt die haende vom gesic ht nahm um faustdick zu helfen. unser herr er widerte dem weib mit einem kuB da fiel sie h in weinte & sprach:

"menschensohn! in den furchen spalten & hu egeln meines leibes ist ungesaettigt's feuer von tausend teufeln!"

sie rennt hinaus wie besoffen & in einem fein verzierten beutel bringt sie zeug zurueck. ei ne heerschar von flaschen salben essenzen wae ssern & farben & leert alles ueber unsern her rn der da stinkt als waer er unter die huren gefallen. die ganzen heiligen apostel sind st arr & nur johannes sperrt weiter die augen au f. da sagt der herr ganz leicht:

"wisch uns ab"

& sie entflieht ihre zoepfe & saeubert mit de m haar den herrn den boden & sich auch.
friede kam in sie
judas allein bedauert
den erloes
aus ihrer verschwendeten
parfuemerie.

antholz 220276

norbert conrad kaser

abend der stuben

gebrochen alt zwischen den grauen dampfenden
wollsocken der knechte hockte der greis auf
den brettern der ofenbruecke & ließ die knoe-
chernen barfueße baumeln.

in die hoelle hat ein kind mit einem apfel s
ich verkrochen kaut am wunden daumen waehre
nd die gestreifte katze duerr das geviert um
streicht.

der breite bauer liegt lang auf schmaler ban-
k starrt zur nahen decke & zaehlt die aeste
in den brettern die wie augen zurueckschauen.
wandert sein ruhender blick endlich sieht
er die unterseite verkrueppelter zehen kr-
allende naegel oder die muendungen der gesto-
pften socken worunter auch seine sind aus d-
ickerer wolle.

in den schurzzipf schneuzt die junge frau. f-
ast im schatten schwebt ewig der holzheilige
geist von der deckenmitte. an der tuer das w-
eihwasser verdunstet.

nur einer der junge erhebt sich aechzend v-
om eck um sich oben in der kammer neu zu ge-
wanden geht katzenhellen blicks dann in die
nacht zu einem weib das er zirpend lockt.

das krabbelnde kind kommt naß geworden aus d-
er hoelle leckt apfel & daumen & will auch
geschneuzt sein bis es dann gesaeubert hochg-
ehoben wird zum alten sich ringelt & schlaef-
t.

da sitzt schnurrend der bauer auf beim halbe-
n glaubensbekenntnis schnurrt weiter an vat-
erunsern & den lobpreisungen & bitten an uns-
ere frau die anderen schnurren ihm nach bis
der toten gedacht ist & ihrem frieden. da lo-
eschen sie das karge licht scheinen das schl-
afende kind zu vergessen nehmen weihbrunn kn-
arren in die kammern halbbekleidet kriechen
sie in zu kurze betten. & rauch steigt aus d-
en muendern ins stockdunkle.

spaat kommt der junge legt die schuhe die sc-
hweren in die ofenhoelle deckt das vergessen-
e kind blindlings zu verzieht sich mit einem
tropfen heiligen wassers auf der stirn nach
oben & riecht den eignen schweiß schon nicht
mehr.

antholz 220276

norbert conrad kaser

DAS GLÜCK BEIM HANDEWASCHEN

Schon im Heerbrugger Bahnhof, als ich fremd unter Fremden im Zug nach Chur saß, schien es mir, als ob ich nie im Haus der Regel, aber auch nie in Graz gewesen wäre. Obwohl äußerlich alles stimmte: Ich trug noch den aus einer englischen Militärdecke zusammengeschnittenen senfbraunen Steireranzug. Bis zu den Knien. Grüne Aufschläge. Außerdem hatte ich das Käppi. Ich saß auf einer langen Sitzbank. Eigentlich wollte ich lieber im Gang stehen. Aber ein Herr wies mich mit ausgestrecktem Arm auf einen freien Platz hin. Mitten zwischen anderen Reisenden.

Wenn ich mich zurücklehne, hängen die Füße in der Luft. Wenn ich mich auf die Bankkante vorschiebe, kann ich die Füße am Boden abstemmen. Zwischen Nasen und hin- und herwackelnden Köpfen tauchen Stücke von Wiesen, Baumwipfel, Berghänge auf. Ich bewege möglichst nur die Augen.

Ich will nicht, daß man mit mir redet, ich will nicht an den Fensterplatz gesetzt werden, ich will nicht gefragt werden, wie alt ich bin und ob ich von Öschtriech käme, ich will nicht, daß man mir die Schweizer Landschaft erklärt und die Namen der Bergspitzen nennt, ich will nicht einmal eine Schweizer Schokolade.

Aber ich wurde angedet, an den Fensterplatz gesetzt, über Alter und Öschtriech ausgefragt, mir wurden Baumwipfel und Bergspitzen gezeigt und von einem dickbeinigen Mädchen bekam ich eine Tobler Dreieck-Schokolade. Aus Höflichkeit brach ich ein Stück herunter, machte mich um zwei Jahre älter und sagte, ich sei nicht Österreicher, sondern Italiener. Dann blickte ich starr zum Fenster hinaus, ohne wirklich zu sehen und schämte mich, weil ich mein Gesicht rot anlaufen spürte. Man lobte mich dafür, daß ich ein gut verständliches Deutsch sprach.

In Chur springe ich aus dem Zug. Renne zwischen den Leuten herum. Bitte. Entschuldigen Sie. Danke. Schwitzend stehe ich endlich vor dem noch leeren Geleise, auf dem der Zug nach Zernez abfahren wird. Auf dem Bahnhofsplatz in Zernez finde ich den Bus nach Meran.

Wälder, Kurven, Schluchten. Später werde ich mir einmal Jürg Jenatsch hierherdenken, an ein offenes Kaminfeuer in einem hohen, steinernen Saal, mit Fenster ohne Oberlichte zum Lüften, draußen regnet es. Jetzt denke ich, daß ich dorthin fahre, wo ich geboren bin. Nicht genau das denke ich, aber Ähnliches. Ich versuche an all das zu denken, was Vater von jenem Land erzählte, wie oft er davon gesprochen hatte,

daß er „nichts wie zurück“ wolle. Wie und warum jenes Land wichtig wurde durch Tattas Reden. Ich komme allen zuvor, denke ich. Früher als Vater bin ich „drinnen“. Wir sagten immer „drinnen“ oder „hinterm Brenner“.

An der Grenze in Müstair sehe ich das völlig fremde Land: Uniformierte mit schlampigen Robin Hood-Mützen, Polizisten mit dreieckigen Hüten und einem rotblauen Wedel über der Stirn, Soldaten mit Wickelgamaschen wie in einem französischen Gefangenenfilm.

Zum erstenmal passiert es: ich habe einen italienischen Paß, und man spricht mit mir italienisch. Ich glotze und zeige vor lauter hilflosem Grinsen die Zähne. Auch was ich auf Deutsch sage, ist lächerlich und gestottert. Ich habe ein schlechtes Gewissen, nicke und sage Ja und möchte am liebsten wie vor der Gipsstatue im Haus der Regel ehrfürchtig stramm stehen. Mit diesem Paß wird alles falsch. Aber er ist in Ordnung, es macht nichts, daß ich deshalb stottere. Ich darf nach Italien, auch wenn ich nicht dazugehöre. Ich bin weder Österreicher noch Schweizer, auf gar keinen Fall Italiener. Bauern, vor den Mauern ihrer Häuser oder anderer Häuser. Oder Knechte. Das graue risige Gemäuer. Die Innenhöfe. Torbögen zu Innenhöfen. Mauern wie Festungsmauern. Gassen mit Sand und Heublumen über dem Kopfsteinpflaster. Die weiten Wiesen gleich hinter der Grenze. Nichts wie ich mir vorgestellt hatte. Und doch alles wie erraten. Wie schon gewußt. Glurns. Ich las auch Glorenza. Durch ein Tor fahren wir mitten in den Ort und hindurch, zwischen Hühnern, Schafen, Mauern und Hunden. Mittelalterlich die Geschlossenheit, die Verlassenheit am Nachmittag. Keine Fremdheit mehr. Obwohl alles anders ist. Die breittächerigen Häuser. Alles wie im Verfall und doch stark noch im Schlaf. Wie von der Sonne ausgebrütet. Nichts Gelecktes. Keine polierten Stiegen. Wege, Steine, Stufen, alles von vielhundertjährigen Füßen getreten und ausgetreten. Vom Regenwasser geschwemmt, vom Dreck gelaut, vom Wind sauber gefegt.

Ich dachte dies alles nur verschwommen, schaute und schaute. Weiß nicht, woran ich es gemerkt haben könnte, daß ich den Unterschied spürte zu allem, was ich bisher kannte. Sodaß mir für später in Erinnerung blieb: damals fuhr ich über die Grenze zum erstenmal in den Süden. Der obere Vinschgau, wo die Berghänge seitlich des ausgebreiteten Tales karstig und kahl sind. Wo durch die Sumpfwiesen in der Talsohle und über die scharfgrasige Heide der kalte Wind pfeift. Ich bildete mir ein, den Süden zum erstenmal hier zu sehen, und der Süden war mehr Helle, weniger Härte, Weinfässer mit offenem Spund in den Innenhöfen. Obwohl ich keines durch das Fensterglas des Autobusses sah. Nicht in Glurns, Mals, Schlanders oder in Naturns. Es wurde wärmer je näher wir Meran kamen. Plötzlich wünschte ich mir, daß hier Graz wäre, hier in diesem Land, wo mir die Pluderhosen im Waalwasser vor dem Friedhof ausgewaschen worden war.

In Graz litt ich nie darunter, Südtiroler zu sein. Ich sprach wie alle anderen. Die andere Sprache zwischen Vater und Mutter war nicht auffällig, war gewöhnlich wie Vater und Mutter. Mir fiel nichts auf. Erst als Vater nach dem Krieg auf dem Küchensofa öfters von Heimgehen, von Hineingehen sprach, erinnerte ich mich an eine Nebengasse der Herrenstraße, wohin ich manchmal mit Vater ins Panoptikum gegangen war. Im Panoptikum saß ich vor einer dicken schwarzen Säule und guckte durch eine Art Fernsehglas. Auf diese Weise habe ich zum ersten Mal bewußt den Tappeinerweg in Meran gesehen, genauer eine Sommerfrischlerin, die mit kunstblumengeschmücktem Sommerschlapphut über einen Geländersteig der Tappeiner-Promenade zur Gilf an der Passer hinunterspazierte und dabei ihr bodenlanges Faltenkleid ein wenig schürzte. Das war für mich Südtirol. Und die leeren Schuhschachteln, die nach dem Meraner Wochenmarkt auf dem Gehsteig herumlagen und so in meiner Erinnerung zurückgeblieben waren. Ausserdem noch der rotgelbe Pfirsich auf einem hölzernen Brückengeländer, den ich packte und aufaß. Undso weiter. Der Brunnen in Untermais, wo Mutter mit meiner ältesten Schwester die Wäsche wusch. Auch der Holzstoß vor dem Haus, wo wir in der Parterrewohnung die letzten Nächte vor der Auswanderung auf dem Boden schliefen, ich eine Katze hatte. Vater wurde in der Nacht geholt, Schreie und Poltern, draußen im Gang raufte er mit dem besoffenen Haller, dem „Sträfling“. Ich sah ihn mit den Knien auf Hallers Brust. Und Mutter sagte: „Wenn der wieder herauskommt!“ Das Waalwasser beim Friedhof, wo ich im Hemd dastand und Mutter die Pluderhose ausschwenzte.

Später erinnere ich mich an mehr Heimat, daran, wenn Vater Zahntag hatte und ich oder Resi ihm in einer Kaffeeschale einen Anguillotto — so einen Aal in Essig und Öl — aus der Lebensmittelhandlung holten oder einen Gorgonzola. Tatta in fideler Stimmung: Anguillotti, Gorgonzola oder Mortadella. Anders wenn er plötzlich brüllte — den Anlaß kannte ich nie —, alles versammelte sich in der Küche, Vater holte aus der Küchenkredenz die restlichen Terracotta-Teller, zeigte den Stoß herausfordernd winselnd in der Runde herum. Jeder wußte: jetzt schmeißt er auch diese auf den Boden oder er schmeißt sie wieder nicht. Während er den Stoß in die Höhe schupfte, wußte ich schon: heut nicht, denn Vater grinste zu früh.

Als ich mit meinem Bruder den Berg von Meran hinauf lief, immer die Abkürzungen über den Plattenweg nach St. Peter, war zuerst eine hölzerne Stiege, die ich mir merkte. Küche und Schlafzimmer, Schlafzimmer und Küche hinter dicken burghaften Mauern, das war „drinnen“, das war „hinterm Brenner“, wohin Vater mit uns zurückgegangen war. Durch das Fenstergitter sah ich weit unten die Lichtflecken der Stadt.

Wir wohnten in einem Haus, das so alt war, daß die Fremden davor stehen blieben. Wenn

ich vom Schlafzimmerfenster hinunterschaute, sah ich auf einen kleinen Friedhof, auf schmiedeiserne und hölzerne Grabkreuze. Kaum eine Steinplatte, in der Mehrzahl Kreuzigungen mit eisernem Regendach. Dem Schlafzimmerfenster gegenüber die Eingangstür der Kirche, geballte Kreuzfaust, die immer geschlossen war, außer am Sonntagvormittag, wenn der Pfarrer von Gratsch die Messe las. Für andere Zeiten hatte mein Vater den Schlüssel, um den Fremden die Fresken zu zeigen. Ich selbst sah sie nie richtig. Höchstens, daß ich einen Blick darauf warf. Der Raum war mir schon für eine Messe zu eng. Schräg gegenüber dem Kirchenportal führten zwei Stufen zur Beinkammer hinunter. Der Lagerraum für Totenschädel und Knochen war von zwei Seiten einsehbar, wie ein Holzlagerraum. Die Wand mit der Tür und die Wand rechts davon bestanden aus handbreit auseinanderstehenden Latten. So kam auch die warme Tirolerluft zum Tod.

Zwischen den wenigen Grabvierecken wuchs das Gras so grün wie außerhalb der Friedhofsmauer. Nelly, die Zwergpintscherin, und der morgendliche Tau benetzten es. Grabsteine und Kreuze waren uns gleich vertraut, wenn die Sonne schien. Auch wenn es regnete, war es nicht anders.

Vielleicht war es meine Schuld, daß Vater zwar vieles oft erzählte, aber anderes überhaupt nie erwähnte. Ich war kaum neugierig, fragte wenig und ganz und gar nicht gezielt. Das meiste hörte ich nie oder nur am Rande. Nach dem Begräbnis des Lehrers Innerhofer, den die Faschisten erschossen hatten, sei einiges losgewesen. Weiße Stutzen und die Trachten seien verboten gewesen, wie die rotweißen Fahnen. Anna und Hans seien in italienische Volksschulen gegangen, deutsche habe es keine mehr gegeben. Aber das regte mich nicht auf, ich wäre froh gewesen, hätte ich Italienisch sprechen können so wie ich Schwyzerdütsch und Grazerisch konnte. Irgendwann ließ Vater auch die Bemerkung fallen, und zwar im gleichen Ton, wie er von der Gefangennahme der 40 Partisanen erzählte, daß er — eigentlich sagte er „wir“ —, daß er mit den anderen nach dem Innerhofer-Begräbnis nachts oft unterwegs gewesen sei mit dem Totenschläger. Ich hörte genau: Totenschläger und wollte wissen, was ein Totenschläger sei. Vater aber ließ sich nie auf genauere Beschreibungen ein. Trotzdem hortete ich in meiner Erinnerung, daß Vater nachts auf Italiener, die „Walschn“, Jagd gemacht hatte, mit einem Stecken. Deshalb wollte ich wissen, ob es stimme, daß auch er ein „Faschi“-Kappl getragen habe.

Ich verstünde von dem allen nichts, könnte nichts davon verstehen, sagte Vater, und ich sah, daß dies etwas ganz anderes als die Geschichte mit der bronzenen Nahkampfspange war. Ich muß zugeben, daß ich nicht heftig bohrte und deshalb nur Antworten erhielt, die vielleicht ihr Maß an mir Halbwüchsigen nahmen oder tatsächlich das Ende der Wahrheit waren. Alle Straßenarbeiten — ich fragte nicht,

ob Asphaltieren, Pflastersteinsetzen oder Sauberwischen —, alle Straßenarbeiten (andere seien nicht mehr in Frage gekommen, denn mit der Hotellerie sei es praktisch ausgewesen), alle Straßenarbeiten hätte der „Duutsche“ in der Hand gehabt.

Also hatte Vater auch das Duce-Kappl getragen. Einige seiner Geschwister hätten dann, als im ganzen Land optiert worden sei, den Familiennamen wie viele andere abändern, wie die Dorf- und Straßennamen verwelschen lassen. Er nicht. Vater erzählte davon nicht zweimal und da nur mit unverständlich wachsender Wut. An Ecken und Enden, überall, seien die feinsten Herren aufgetreten und hätten gesagt, ein Südtiroler verrate seine Heimat nicht, die Heimat sei die deutsche Sprache. Optieren, sagte mein Vater, sei zum Narrischwerdn gewesen; das bleiben, „was wir waren“, sei es gewesen.

Wenn ich Vater zusah, wie er Fremden die Kirchentüre aufschloß, konnte ich mir nicht die Nacht vorstellen, in der er als Zugführer den Befehl zum Angriff auf die Almhütte gebrüllt hatte. Aber wenn Vater mit den Fremden hinterm Kirchenportal verschwunden war, konnte ich mir alles wieder vorstellen. Am leichtesten konnte ich es mir vorstellen, wenn wir drei im Bett lagen und Vater das Licht auslöschte. Ich hörte ihn dann noch weiter

murmeln. Es war kaum verständlich, was er murmelte, wahrscheinlich die Sprüche, die er noch außer dem Glorreichen, dem Freudenreichen und dem Schmerzensreichen wußte. Mutter war damals im Spital auf Poveglia. Ich konnte mir nichts so leicht vorstellen, als daß Vater aus Angst aufschreien würde, aber Vater schrie nie aus Angst auf. Er versteckte sich wie ich und Greti beim Spaziergang hinter einem Grabstein, hinter einem Mauervorsprung des Durchgangs zum Beinhaus oder noch weiter weg hinter der Friedhofsmauer und bückte sich, damit Nelly ihn nicht als ersten anbellte. Vater hätte auch jetzt einem Italiener oder einem Deutschen die Hand geküßt, je nach Wunsch, wenn dafür Käse oder anderes Eßbares geliefert worden wäre. Und doch war mein Vater ein stolzer Mensch, er explodierte schon, wenn er beim Holzhacken ein Scheit verfehlte. Die was gehabt haben, sagte Vater, haben höchstens das Maul aufgerissen, aber weggehen, auswandern, hätten die anderen müssen, die keinen Hof oder sonstwas gehabt haben, sagte Vater. Die Heimat gehöre halt eben denen, die was haben, für die anderen heiße es immer, die Heimat ist dort, wo's etwas zum Essen gibt. Für unsereinen sei die Heimat etwas zum Anschauen wie für die Fremden. Aber den Kopf hinhalten für die anderen, das schon.

Josef Zoderer



AUF DEN TOD PIER PAOLO PASOLINIS
(Für seine Mutter)

*Er lag wie ein zu Boden
geschmetterter Engel
mit zerbrochenen Flügeln
aus Ziegelstein — ganz so
als sei er aus dem Fries
einer Kirchenfassade
herausgefallen — es war aber
kein steinerner Engel aus
einem Fries herausgefallen
da in der Nähe keine Kirche
zu finden war —*

*ein Mensch lag da im Staub
ein von Menschenhand
grausam erschlagener Mensch
den man nicht mehr ertragen
wollte und konnte
so sehr war er ein Mensch oder
ein armer Hund geworden
der Menschen anbellte
weil er sie unmenschlich fand.*

*Als sein verblutetes Schweigen
vernommen ward
ließen auch wir für Augenblicke
unsere Gespräche fallen
und blickten uns gegenseitig
wie mitschuldig geworden an.*

*Da wo er lag lehnte verlassen
im Müll ein Kinderschaukelstuhl
darüber ausgebreitet die Nacht
und das ferne Rauschen
des Meeres.*

Markus





DIE „HEXE“ VOM SEEBÖCKHAUSL

Der Weg, der von der Stadt ziemlich steil zum Schloß Bruneck hinauf führt, wird von den älteren Bruneckern allgemein noch als „Hexe“ bezeichnet. Heute legen diese Strecke Hunderte von Schülern aus dem gesamten Pustertal mehrmals am Tag zurück, um in den vormals fürstbischöflichen Räumen der alten Burg die kaufmännische Lehranstalt zu besuchen, und die Stadtverwaltung versucht während der Wintermonate mit etwas Sand zumindest deren physische Standfestigkeit zu gewährleisten. Seinerzeit war diese Strecke nämlich ein beliebter Rodelweg für die Brunecker Jugend, die sich gern „bei der Hexe“ einfand.

Der so bezeichnete Hohlweg führte von der Burg herab zum östlichen Stadttor, dem Unter-rainertor, vorbei am geheimnisvollen „Goldschmied- oder Seeböckhaus“. Von der 1912 verstorbenen Besitzerin dieses Hauses, von der alten Frau Seeböck, hatte die erwähnte Wegstrecke ihren Namen „bei der Hexe“ erhalten. Nur mehr einige hochbetagte Bürger allerdings können sich noch persönlich an diese seltsame Frau erinnern. Der Schriftsteller und Forscher Paul Tschurtschenthaler schreibt darüber in seinem „Brunecker Heimatbuch“ (S. 147 und S. 164):

„Hier lebte auch eine andere seltsame, aber ganz schweigsame und fast geisterhafte Person, die alte Frau Seeböck. Für uns war schon das Haus geisterhaft genug und jedenfalls uraltertümlich, das Haus, in dem niemals ein Fenster aufging und nie sich ein Gesicht zeigte, und in dem alles so leer, tot, öde wie in einem verwunschenen Schloß schien. Zu einem solchen machte es auch die geschwätzig Sage und ließ es drinnen von rotgoldenen Schätzen funkeln, von Kisten und Truhen voll Geschmeide und Kostbarkeiten, die die arme Frau nicht schlafen ließen, so daß man sie in tiefen Nächten oft schattengleich durch die Räume wandeln gesehen hat.

Etwas Rätselhaftes war um diese einsame Frau mit den einsamen Augen und den vorweltlichen Kleidungsstücken und um ihr Leben jedenfalls, und wie viele mögen in der Stadt gewesen sein und dort Jahre lang gelebt haben, ohne sie ein einzigesmal gesehen zu haben: Sie schien ewig zu trauern, schien ewig Witwe und hinter ihr schlich Melancholie und Schweigen.

Vor dem Hause, steil den Schloßberg hinan, hatte sie einen Garten und hier sah man sie manchmal stehen, schauen und wieder verschwinden. Im Garten blühte nichts als einige violette Schwertlilien und ein uralter Flieder

streckte seine fast blattlosen Äste über ein Sommerhäuschen, das sich immer vor dem Zusammenfallen fürchtete und bei jedem Winde zum Gotterbarmen stöhnte.

Wie schon gesagt, die Frau galt als sehr reich, und die Frau ließ die Leute reden, und die Sage spann um das Haus ihre roten Rosen und ihre Dornen.“

Welch kräftige Wurzeln diese Rosenhecke geschlagen hatte, bewies mir die vollsignierte schriftliche Aufforderung eines Brunecker Mitbürgers vom vergangenen Sommer (1975!), worin er mich aufforderte, mich (während der Restaurierung) an einem bestimmten Tag und zu einer gewissen Stunde im „Hexenhäusl“ einzufinden, um noch einige Schätze zu bergen. Diese seltsame Frau Maria Theresia Tinkhauser, verehelichte Seeböck, war die Tochter von Johann Nepomuk Tinkhauser, der 1844 verstarb und eine interessante Stadtchronik verfaßt hatte. Er war von Beruf Goldschmied und fertigte selber die Illustrationen bzw. Stiche für seine Chronik an. Über einige Zeit war er auch Bürgermeister der Rienzstadt. Vor allem aber war er ein hervorragender Sammler. Seine großartige Sammlung wurde von seiner Tochter Maria Theresia übernommen und ergänzt und bildete den Hauptbestand für das Brunecker Stadtmuseum, das 1911 eröffnet wurde. Das seinerzeitige Museumsinventar umfaßt über 1800 Einzelobjekte, dazu noch 1660 Münzen, und als Prunkstück den gotischen Flügelaltar vom Kloster Sonnenburg, der heute im Stadtmuseum in Bozen bewundert werden kann, ähnlich, wie die Bilder der Vintlerschen Sammlung aus Bruneck, heute im Kunsthistorischen Museum in Wien. Allerdings mit einem wesentlichen Unterschied, nämlich, daß die Vintlersche Kunstsammlung freiwillig dem Kunsthistorischen Museum überlassen wurde, während der Sonnenburger Altar und ein Großteil des übrigen Museumsbestandes von den Faschisten 1925 beschlagnahmt und von Bruneck entfernt wurden — sanktioniert kann dies allerdings nicht werden.

Was über ein Jahrhundert gesammelt und aufgebaut, bewahrt und behütet und von Frau Maria Theresia Seeböck schließlich großzügig der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt worden war, hat faschistische Willkür rücksichtslos zerstört, und dieses mußte genauso, wie andere Verbrechen aus jener unglücklichen Zeit, dem Gericht überantwortet werden, ehe auch darüber — Dornen wachsen.

J. Gasteiger

Die Keuschheit ist, wenn man päpstlichem Wort glauben darf, ein kostbarer Edelstein, ein mild im Glanz göttlicher Gnade schimmernder Kranz weißer Perlen oder so etwas ähnliches. Fraglos aber hat die Keuschheit auch ihre Schattenseiten. So gibt es zweierlei Arten Nonnen. Die eine opfert ihr Leben und ihre Kraft und pflegt Kranke und Alte und tut viel Gutes. Die andere betet. Von der zuletzt genannten Art gibt es wieder zwei Sorten: die einen werden alt, *dick* und böse; die anderen alt, *dürr* und böse. Das sind die Schattenseiten des kostbar schimmernden Perlenkranzes. (Es gibt eine Theorie, wonach die Bosheit bei Nonnen nicht auf die Enthaltensamkeit zurückzuführen ist. Diese Theorie hält alle Frauen — Nonnen oder Nicht-Nonnen — generell für böse von Geburt an. Sie mag dahingestellt bleiben.)

Die elf Insassinnen des Klosters zu Frauenreuth gehörten dem Orden der Sandaliten — eine Mittelstufe zwischen den Beschuhten und den Barfüßigen — Olivetanerinnen Strenger Observanz (Congregatio Sanctae Mariae montis Oliveti Sandalita) und damit der betenden Sorte von Nonnen an. Bezüglich der weiteren Einteilung waren sie gemischt. Die Oberin, Mater Maria Cucurbita, die zwei Zenter Fleisches stets vor den Anfechtungen desselben bewahrt hatte, gehörte in die Kategorie alt — *dick* — böse.

Nun bedeutet die Bezeichnung „Sandalit“ keineswegs, daß die Olivetanerinnen von Frauenreuth stets nur Sandalen tragen, genauso wenig gehen die Barfüßigen oder Unbeschuhten immer barfuß, das sind nur so Bezeichnungen. Schließlich inspiziert ein Regierungsinspektor keineswegs die Regierung, und wen berät letzten Endes ein Amtsgerichtsrat? Gerechterweise muß auch bedacht werden, daß in Gegenden nördlich des Alpenhauptkammes, die aus klimatischen Gründen für menschliches Leben ohnedies kaum geeignet sind, die strenge Beobachtung barfüßiger Ordensregeln ohne gesundheitli-

Herbert Rosendorfer
DIE LEGENDE VON DER
WUNDERHEILUNG
ZU FRAUENREUTH

che Schäden nicht möglich wäre. Ebenso wenig soll durch die Feststellung, die Sandaliten Nonnen von Frauenreuth gehörten der betenden Spezies von Ordensfrauen an, gesagt sein, daß sie nicht auch Werke der Nächstenliebe vollbrächten. Wie oft wird einem der Kleinhäusler, die Klostergrund gepachtet haben, der Pachtzins über Tage, ja Wochen gestundet. An der Klosterpforte werden arme Pilger und Wallfahrer verköstigt, und seit einigen Tagen lag in einem Zimmer außerhalb der Klausur ein Kranker, den die Nonnen pflegten.

„Wissen Sie“, sagte die Oberin, bevor sie Herrn Dr. Mangstl, den Arzt aus dem nächsten Dorf, ins Zimmer zu dem Kranken führte, „früher haben wir unsere Klostersuppe an die bedürftigen und frommen Pilger und Wallfahrer ausgeteilt. Aber in dieser abgelegenen Gegend gibt es gar keine Wallfahrer mehr. Schon gar keine frommen. Und bedürftige erst recht nicht.“ „Ich weiß“, seufzte Dr. Mangstl, ein älterer Herr und leicht kurzatmig, „und wenn sich einmal ein Wallfahrer an diesem A... diesem Gesäß der Welt, *salva venia*, Ehrwürdige Mutter, ist doch wahr, — hierher verirrt, fährt er mit dem Auto und ißt in der Post à la carte.“

„Und wer pilgert heutzutage noch!“ sagte die Oberin. „Was an unserer Klosterpforte pocht, ist das reinste Gesindel. Gott steh mir bei.“

„Wir müssen froh sein, wenn überhaupt noch jemand pocht,“ fügte die Schwester Pförtnerin hinzu.

„Halten Sie doch den Mund, Schwester Maria Irregetiona!“ sagte die Oberin.

„Ach ja,“ sagte Dr. Mangstl und stellte schwer atmend seinen Instrumentenkoffer auf den Tisch neben dem Bett des Patienten. „Aber das Allerheiligste Herze Jesu leuchtet auch für Gesindel,“ sagte die Oberin und hob ihren kurzen, dicken Zeigefinger.

Der Kranke, ein alter Mann, der bis zum Hals zugedeckt in einem Eisenbett lag, öffnete die Augen und schaute den Doktor an.

„Er ist vor zwei Stunden an die Klosterpforte gekommen,“ sagte die Oberin. „Er hat seine Suppe gegessen, hat aber dann einen Anfall erlitten, und hat — ... es hat fürchterlich gestunken. Der Vorfall wurde mir gemeldet, und ich habe natürlich sofort erkannt, daß er nicht mehr weiterkann. Wir haben ihn dabehalten.“

„Der andere —“ sagte Schwester Irrigetiona.

„Ob Sie nicht still sein können, Sie Gans!“ zischte die Oberin. „Eh?“ sagte der Arzt.

„Es war noch ein anderer bei ihm. Der ist weitergepilgert.“ Dr. Mangstl wandte sich dem Kranken zu, der seine Augen wieder geschlossen hatte. Sein Bart war lang und stoppelig. Die Haut seines Gesichtes war ledern und so faltig, daß der Bart stellenweise nicht anders konnte, als hüben heraus und jenseits der Falte wieder in die Haut hineinzuwachsen.

„Hm, hm,“ sagte Dr. Mangstl. „Man müßte ihn wohl auch rasieren.“ „Rasieren?“ sagte die Oberin. „Wie macht man das?“ „Das sage ich ihnen nachher. Ich glaube, es ist besser, Sie gehen hinaus, während ich ihn untersuche.“

Nach der Untersuchung wurde Dr. Mangstl in das Arbeitszimmer der Oberin geführt. Als einen Arzt durfte man ihn in Räume innerhalb der Klausur einlassen, zwar streng genommen nur zur Behandlung einer schwerkranken Nonne, aber



man war ja nicht bei den Barfüßigen Olivetanerinnen, sondern nur bei den Sandalierten. Im Arbeitszimmer saß die Oberin und schlug, als Dr. Mangstl eintrat, schnell und verlegen ein Buch zu. „Die Krone des Herrn II“ stand in ziemlich geschmackloser Goldschrift auf dem Deckel. Fünf andere Bände (wohl I und III bis VI) standen auf einem Bücherbord über dem Schreibtisch.

„Eine kleine, läßliche Sünde von mir,“ lächelte Maria Cucurbita und klaubte die dünnen Bügel ihrer Goldbrille aus den fetten Falten ihres Gesichtes. „Ist Lesen jetzt schon generell eine Sünde?“ schnaufte Dr. Mangstl.

„Ach,“ sagte die Oberin, „ich lese gar zu gern in diesen Legenden der Heiligen unserer Tage.“

„Das kann doch nur erbaulich sein?“ sagte Dr. Mangstl und musterte die dicken Bücher etwas reserviert.

„Die Heiligen der früheren Zeiten hatten es, da kann man sagen, was man will, schon leichter. Ich lese natürlich auch die alten Heiligenlegenden. Ich kenne mich da schon aus. Die heilige Exuperantia zum Beispiel, wurde von einem römischen Legionär... mit Ihnen als Arzt kann ich ja offen über solche Dinge sprechen... von einem römischen Legionär...“ die Oberin senkte ihre Stimme und flüsterte: „entehrt. — Das war alles,“ sagte sie dann wieder laut. „Sie möge mir vergeben. Und heute ist sie heilig.“ „Die römischen Legionäre,“ kicherte Dr. Mangstl, „ja, ja. Sind selten geworden.“

„Wie schwer hat es dagegen unsereins, ich meine: haben es die Heiligen unserer Jahrhunderte. In diesen sechs Bänden sind die Viten der wichtigsten Heiligen, die in den letzten zweihundert Jahren gelebt haben, gesammelt. Ach, mein Heiland, wie schwer —“

„Fast aussichtslos, kann ich mir denken,“ sagte Dr. Mangstl. „Ich lese zu gern in diesen Büchern. Aber lassen Sie hören, wie es unserem Patienten geht. Dr. Mangstl konnte — wie er meinte — nichts Gutes berich-

ten. Der Mann hatte infolge einer Mitralstenose, also eines schweren Herzklappenfehlers eine Hirnembolie erlitten.

„Wirklich?“ rief die Oberin. „Der Mann müßte sofort ins Krankenhaus...“

„Das kommt überhaupt nicht in Frage,“ sagte die Oberin streng. „Er hat hier jede Pflege, die man sich denken kann. Und außerdem ist er, wie ja selbst ein Laie sagen muß, gar nicht transportfähig.“

„Das wäre das wenigste,“ sagte Dr. Mangstl, „aber für einen Landstr... einen... so einen armen Teufel bekomme ich kein Bett im Kreiskrankenhaus.“

„Also: der Mann bleibt hier.“

„Es wird das beste sein,“ näselt Dr. Mangstl, während er fauchend seinen Instrumentenkoffer wieder aufnahm.

„Und was das Honorar für Ihre Bemühungen anbetrifft,“ sagte die Oberin: „seien Sie unbesorgt.“

Der Arzt verbeugte sich und bekam davon einen leicht roten Kopf. Die Oberin schlug, nachdem der Arzt gegangen war, wieder den Band II der „Krone des Herrn“ auf und vertiefte sich in die Lebensbeschreibung des heiligen Clemens Maria Hofbauer. Wie Bläschen stiegen dabei gelegentlich, von ihr selber gar nicht bemerkt, kleine Ächzer der Lust aus ihrem Munde in die Stille des hohen, weißen Raumes auf.

Schon am übernächsten Tag kam ein Spezialist aus der Stadt. Die Oberin hatte ihn rufen lassen (auf Kosten des Klosters). Danach kamen zwei bedeutende und berühmte Spezialisten, endlich ein Professor, zuletzt zwei Professoren. Die Ausgaben, die dem Kloster erwachsen, waren beträchtlich. Die Oberin aber scheute keinen Aufwand. Schon der erste Professor hatte diagnostiziert, daß jeder weitere Pfennig hinausgeworfenes Geld sein würde, denn der Mann wäre ohne jeden Zweifel am Ende: „... ein Herz so groß wie ein Rucksack,“ sagte er.

In aufgeräumtester Stimmung bestellte daraufhin die Oberin, kaum daß der eine Professor

gegangen war, die beiden anderen. Auch sie untersuchten den alten Mann und brauchten kein langes Consilium abzuhalten, um festzustellen, daß der Patient praktisch ein toter Mann war.

Die Nacht zuvor aber hatten sich noch aufregende Dinge ereignet.

Um drei Uhr früh, zu einer Zeit also, wo es finstere Nacht ist und wo man, wenn man nicht den Tageslauf von Nonnen und insbesondere den der Sandalierten Olivetanerinnen strenger Observanz kennt, jedermann friedlich und schlummernd in seinem Bett vermutet, fiel im Küchengarten des Klosters zu Frauenreuth ein Brett mit lautem Poltern auf die steinerne Umfassung des alten, längst nicht mehr benutzten Brunnens.

Die Nonnen knieten zu der Zeit im Chor der Klosterkirche und murmelten verschlafen die Homilien der Matutin. Die Oberin wußte augenblicklich, was das Poltern bedeutete, denn sie unterbrach sofort das Stundengebet und rannte, so schnell sich ihre zwei Zentner Fleisches bewegen ließen, in den Garten. Alle anderen Nonnen — vor Aufregung und Angst hellwach geworden — rannten hinterher. Die Oberin lief geradenwegs zu einem alten hölzernen Gartenhaus, in dem früher ein Pferdeknecht gehaust hatte, und das — seit das Kloster keine Pferde mehr hielt — leer stand. Die Tür zu dem Haus stand offen. Die Oberin rannte hinein, ihre vom Sturmschritt aufgeblähte Kutte schloß knatternd durch die enge Tür, und der schwere Rosenkranz schlug links und rechts gegen den Türstock wie eine Geißel. Kaum drinnen im einzigen Raum des Gartenhauses, drehte sie sich um und eilte wieder hinaus. „Habe ich es mir doch gedacht“, fauchte sie. Es war eine außerordentlich unfreundliche Nacht. Ein Spätherbststurm brach von den Bergen her durch die Wälder und brachte den schwarzen Geruch des ersten Schnees mit. Scharfer Regen pflügte die Stoppelfelder und peitschte ins Moor. (Der

Pfarrer des nächsten Dorfes, der auch Beichtvater der Nonnen war, mußte später, als die Oberin das nächste Mal beichtete, darüber entscheiden, ob der Ausdruck „Scheißwetter“, den die Oberin mehrfach in jener Nacht gebraucht zu haben reuig eingestand, eine Sünde sei oder nicht.)

Die Oberin scheuchte die Nonnen in ihre Zellen, nur zwei hielt sie zurück: Mater Maria Quasilla (die jüngste, größte und stärkste Nonne) und Mater Maria Melimela, die einen Führerschein hatte. Bald bog der schwarze Mercedes Diesel, der dem Kloster gehörte, aus der Toreinfahrt in die Nacht hinaus.

„Er kann noch nicht weit gekommen sein,“ sagte die Oberin, die vorn auf dem Beifahrersitz saß und angestrengt in die Nacht hinaus spähte. „Wahrscheinlich ist er in Richtung gegen das Dorf zu.“

„Der Kranke?“ fragte Mater Maria Quasilla, die hinten saß. „Unsinn. — Wenigstens ist bei diesem Scheißwetter niemand unterwegs.“

„Aber-“ sagte Mater Maria Quasilla, schüchtern, „wen suchen wir denn dann?“

„Den anderen natürlich,“ sagte die Oberin ärgerlich, „der im Gartenhaus war.“

„Welchen anderen?“

In dem Augenblick tauchte im Licht der aufgeblendeten Scheinwerfer weit vorn eine Gestalt auf.

„Das wird er sein!“ rief die Oberin und trommelte vor Aufregung auf das Handschuhfach. Die Gestalt stolperte, den Hut tief ins Gesicht gezogen, den Kragen hochgeschlagen, durch den Regen. Als er den Wagen

bemerkte, drehte er sich um. Die Oberin gab blitzschnell ihre Anweisungen. „Er ahnt natürlich nicht, daß wir so schnell hinter ihm her sind. Er meint, das ist irgendein anderes Auto. Er winkt! Schaut, er winkt! Er will mitgenommen werden, der Idiot. Etwas Besseres kann uns gar nicht passieren. Er läuft uns in die Falle. Halten Sie nur ganz kurz an, Mater Maria Melimela. Dann schnell die Tür auf und schon wieder zu. Daß wir es sind, darf er erst merken, wenn wir schon wieder fahren.“

Es ging alles nach Plan. Der Ausreißer war lammfromm, weil er wie gelähmt vor Schrecken war, als er merkte, daß im Auto die Nonnen saßen. Er konnte sich das Ganze überhaupt nicht erklären und mußte — was bei Nonnen schließlich nicht allzu fern liegt — an das Wirken überirdischer Mächte glauben. So war er fast froh, als er, dem Unwetter und dann den sehr unangenehmen Vorhaltungen der Oberin entronnen, wieder im Holzhaus in seinem trockenen Bett lag.

„Haben Sie es hier nicht besser? Fehlt Ihnen was?“ hatte die Oberin gebrüllt — gebrüllt ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck: mit sehr hoher Stimme gebrüllt ... ein Mittel Ding zwischen gebrüllt und gepfiffen. „Es dauert doch nur einen Tag, höchstens zwei. Ich lasse Ihnen auch einen Ofen hereinstellen.“

Am nächsten Tag, es war der Tag, an dem die beiden Professoren bei dem Kranken Agonie diagnostizierten, schleppten zwei Nonnen einen elektrischen Ofen ins Gartenhaus, der mittels eines sehr langen Kabels im Kloster selber angeschlos-

sen wurde. („Ist das zulässig?“ hatte Mater Maria Noctuabunda, die immer besonders zierlich war, gefragt, „daß man für einen Mann heizt, wo der Stecker hier innerhalb der Klausur ist?“ „Ach was,“ hatte die Oberin gesagt, „wir sind doch keine Kamaldulenserinnen.“) Der Ausreißer bekam auch die doppelte Ration zum Essen, und Fleisch, obwohl Freitag war. („Schließlich ist es für ihn fremder Tisch,“ hatte die Oberin entschieden.)

Mit dem nächsten — es war der sechszwanzigste Sonntag nach Pfingsten und das Fest des heiligen Kunibert — war der Tag gekommen, für den die Oberin mit generalstabsmäßiger Präzision geplant hatte. Der Kranke lag, das sah jetzt jeder Laie, im Sterben.

Die Nonnen wurden nun von der Oberin vergattert und mußten in der Klosterkirche die schauerlichsten Eide schwören, niemandem etwas von den Vorgängen im Kloster zu verraten. Dann erhielt jede Nonne ihren Einsatzbefehl für den Tag. Der Mann im Gartenhaus bekam von der Oberin eine Sonderlektion, die eine geschlagene Stunde dauerte. Die Oberin nutzte dabei den Umstand, daß der Mann immer noch sichtbar im Banne der in seinen Augen überirdischen Vorgänge jener Nacht stand, als er davonlaufen wollte und wieder eingefangen wurde.

Um 11 Uhr vormittags wurde Dr. Mangstl geholt, der dem Sterbenden mehr aus Verlegenheit eine Spritze gab. Der Kranke hatte eine zweite Embolie erlitten. Er war bewußtlos, sein Blutdruck kaum meßbar. „Desolater Gesamtzustand“, murmelte Dr. Mangstl, „agonal.“

Um 1 Uhr kam der Pfarrer und spendete die letzte Ölung. Beide, Arzt und Pfarrer, gaben später eine eidesstattliche Erklärung ab, einwandfrei einen Sterbenden gesehen zu haben. „Wenn es soweit ist,“ erinnerte sich Dr. Mangstl der Oberin zugeflüstert zu haben, „dann rufen Sie mich wegen des Totenscheins.“

Tatsächlich wurde Dr. Mangstl gegen fünf Uhr nachmittags noch einmal ins Kloster gebeten, aber nicht wegen des Totenscheins. Mater Maria Quasilla präsentierte dem Arzt den Sterbenden vom Vormittag in einem zwar ziemlich verstörten, aber offensichtlich gesunden Zustand.

„Das ist doch nicht möglich,“ sagte Dr. Mangstl und schnaufte, diesmal nicht nur aus Kurzatmigkeit.

„Unsere ehrwürdige Mutter Oberin,“ sagte die Nonne leise, „hat ihm um unseres Herrn Jesu Christi Willen die Hand aufgelegt, kurz nach vier. Seitdem ist der Mann gesund.“

Dr. Mangstl, nach Luft schnappend und immer wieder verständnislos die Nonne anblickend, näherte sich dem Mann, vorsichtig und zaghaft wie einem heißen Ofen, begann ihn aber dann doch zu untersuchen. „Nicht möglich,“ tuschelte er immer wieder, „der Mann ist gesund. Das abnormale Herzgeräusch ist verschwunden. Erstaunlich! Die Herzgröße erscheint wieder normal. Das ist... das ist... Unbegreiflich, sogar der Einstich der Injektionsnadel von heute vormittag ist nicht mehr zu sehen.“ Dr. Mangstl öffnete dem alten Mann den Mund. „Und mehr Zähne hat er auch. Das ist in der Tat erstaunlich. — Durch

Handauflegen, sagen Sie?“ wandte er sich wieder an die Nonne.

Die Nonne nickte.

„Wohin?“ fragte Dr. Mangstl, „wohin hat sie die Hand gelegt?“ Das war wohl eher eine automatische Frage, denn der Arzt schüttelte, jetzt schon ziemlich krankhaft, andauernd den Kopf und murmelte vor sich hin: „Unmöglich, unmöglich,“ während er sich mit einem erkennbar unsterilen Taschentuch den Schweiß von Stirn und Glatze wischte.

„Auf die Brust,“ sagte die Nonne.

„Wie bitte?“ fragte der Arzt.

„Auf die Brust hat die Oberin die Hand aufgelegt,“ sagte die Nonne.

„Ach; ja,“ sagte Dr. Mangstl und wich, von Grauen gebeutelt, von dem medizinischen Wunder zurück. „Wo ist die Oberin?“

„Die ist in ihrer Zelle. Sie liegt im Gebete.“

Dr. Mangstl musterte noch einmal den alten Mann, der im Nachthemd auf einem Schemel saß, und lief dann wie gehetzt davon. —

Die Professoren und die anderen medizinischen Kapazitäten, die den Kranken untersucht hatten, eilten alsbald herbei und konstatierten ebenfalls das völlig unerklärliche Wunder. Der Bischof kam und besah sich den vor so viel gehäufter Autorität völlig konsternierten Mann.

Einer der Professoren sagte: „Ich habe ein ganz scheußlich schlechtes Personengedächtnis. Wenn nicht dieser komische Tierfellnaevus, sehen Sie, diese Warze hier am Rücken wäre, die mir das erste Mal sofort aufgefallen ist, könnte ich die

Identität des damaligen Kranken mit dem Mann hier nicht beschwören. So aber...“ Die Oberin ließ sich diese Feststellung sofort schriftlich versichern.

Dann kamen andere Professoren, vom Ruf des Wunders angelockt, andere Bischöfe, sogar ein evangelischer; theologische Seminare machten Exkursionen nach Frauenreuth. Der Kardinal aber konnte den wunderbar Geheilten leider nicht mehr besichtigen.

„Er war eben ein Landstreicher, Eminenz,“ sagte die Oberin. „Wir haben ihn, nachdem er wieder zu Kräften gekommen war, als Hilfgärtner angestellt. In dem Gartenhäuschen, das Sie dort draußen sehen, haben wir ihn einquartiert. Heute Nacht ist er davon. Ein Landstreicher. Es hält ihn wohl nicht länger an einem Fleck.“ Interessiert trat der Kardinal ans Fenster.

„Schade,“ sagte er. „Ich hätte ihn gern gesehen.“

„Ja, schade,“ sagte die Oberin. Der Kardinal musterte sie; es schien, als widme er der Stelle über ihrem Kopf besondere Aufmerksamkeit. „Es ist“, sagte er dann, „nicht jedermanns Sache, Gegenstand eines Wunders zu sein. So ein Landstreicher kann ohne weiteres, denke ich mir, spurlos verschwinden?“

„Spurlos“, sagte die Oberin. Spurlos war auch das frische Grab im Klostergarten unter dem Schnee verschwunden, in dem der Zwillingbruder des Landstreichers von verschwiegenen Nonnen am sechsundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten verscharrt worden war, am Fest des heiligen Kunibert.

ALOIS KUPERION

Im Jahre 1950 sah ich Alois Kuperion zum ersten Mal. Er kam in unser Geschäft und kaufte eine „Alfa“. Er glich einem Bettler. Er trug einen schwarzen Tschako mit aufgestülpten Ohrenschützern, zu lange ausgebeulte Hosen, Bergschuhe, starke Brillen und an seiner Rechten pendelten Gehstock und Regenschirm. Er war eher klein und schwächlich. Sein Gesicht war ein einziges sphinxisches Lächeln; seine wachen, hellblauen wässrigen Augen sahen staunend in die Welt. Er war 59 Jahre alt. Er habe wenig Geld, aber er sei Maler und verkaufe Bilder. Meine Schwester schenkte ihm fünf Zigaretten und wollte die Bilder sehen. Kuperion ging in den hinteren Ladenraum und packte eine Kinderschulmappe aus dem Rucksack. Dann zeigte er seine Arbeiten: Bild für Bild hob er sorgsam gegen das Licht, so, als zeige eine Mutter ihre Kinder. Geduldig erklärte er Bildinhalte. Jetzt war er kein Bettler mehr. Jetzt glich er einem verarmten österreichischen Adligen, man spürte etwas undefinierbar Nobles, das trotz mitmenschlichen Angewiesenseins auf Distanz hielt.

Ich erinnere mich genau an das Heiligenbild, das die Schwester schließlich kaufte: -naiv-naturalistisch mit grellen Farben. Die weiblichen Heiligen feuerrot geschminkt, sie sahen aus wie freundliche Huren...

Alois Kuperion bettelte niemals, wenn er Bilder verkaufen konnte. Er war rein wie ein Kind, — niemals mißtrauisch, kannte keine Komplexe und er ertrug Hunger und Kälte mit stoischem Gleichmut. Er war kein „Intellektueller“.

Kuperion war Maler. Dieser innere Drang zur Aussage, über den er sich wahrscheinlich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, war bei ihm so fühlbar, so natürlich und fraglos ausgeprägt, wie bei wenigen. Seine besten Bilder sind von einer Dichte, kompositorischen Eleganz und Reinheit, die erschüttern. Er hat es zeitlebens bedauert, daß er keine Akademie besuchen konnte, denn sein Traum war Aktmalen. Vielleicht wollte er der gleichgültigen und oft nur zu zynischen Umwelt beweisen, daß er auch Häuser abzeichnen und ländliche Idylle klichscheugerecht malen kann. Sicher hätte sein ausgeprägter malerischer Individualismus eine Schule ohne Schaden überstanden. Denn eben, daß er kein Akademiediplom vorweisen konnte,

haben ihm so manche „Kunstverständige“ bis heute nicht verziehen...

Angeregt durch Dr. Palmiro Boschesi¹⁾, schrieb Kuperion Mitte der Fünfzigerjahre seinen Lebenslauf. Hier der Inhalt.

MEIN LEBENSLAUF

In Tarsch, — einem kleinen, armen Bauerndorf im Vinschgau, wurde ich am 20. Juli 1891 als Sohn eines Kleinbauern geboren. Mein Vater hieß Josef Kuperion; meine Mutter, Anna Platzer aus Morter im Vinschgau. Ich war das einzige Kind.

Sobald ich in die Schule gehen mußte, schickte mich der selige Vater nach Kuens (Passeiertal) zu seinem Bruder, welcher dort Pfarrer war und seine Schwester war Widumswirtschaftlerin. Die Volksschule besuchte ich teilweise in Kuens, dann in Tarsch, Martell, in Tschars weil der Pfarrer versetzt wurde. Nachher besuchte ich auf Wunsch meines Vaters die landwirtschaftliche Schule in Rotholz, einen Winterkurs, wo ich auch etwas Botanik, Physik, Geometrie, Chemie, Nivellieren, Feldmessen und etwas Hochmessen lernte. Wir mußten auch zeichnen: Knospen, Fruchtzweige, Rollen, Flaschenzüge und dgl.

Der Vater zeigte mir einmal ein paar Kohlezeichnungen und ich erinnere mich noch an dieselben, sie gefielen mir sehr. Ebenso einige Aquarelle von einem Bekannten in Morter wie sie Schüler und Studenten machen. Das gefiel mir und ich begann dann auch zu malen. Zuerst zeigte ich die Bilder nur im Familienkreise, dann nach und nach immer mehr auch anderen Leuten, bis man mir riet sie zur Ausstellung zu bringen oder zu verkaufen. Mein Vater verkaufte den Hof in Tschars (wieder muß es heißen: Tarsch!), kaufte einen anderen in einem anderen Ort als ich 18 Jahre alt war in Morter, welcher etwas größer war, wo wir 10 Stück Vieh halten konnten.

Er war zirka 6 Jahre Bürgermeister und machte auch weite Reisen; er war mit Pilgerzug nach Jerusalem, Rom und Lourdes gefahren. Er war auch Landtagsabgeordneter beim Tiroler Landtag in Innsbruck geworden und während des ersten Weltkrieges war er als Standeschützenzugführer beim Telefon. Nach dem ersten Weltkriege kaufte er zuletzt einen kleineren Hof in Teipl in der Steiermark, wo man nur 4 Kühe halten konnte, dort starb er im



83. Lebensjahr 1951. Da mein Vater sich 1913 zum zweitenmal verheiratete und dieser Ehe zwölf Kinder entsprossen waren, blieb ich nicht mehr zu Hause, sondern ging in die Fremde. Von 1915-1918 habe ich beim zweiten Tiroler Kaiserjäger-Regiment den 1. Weltkrieg mitgemacht, teilweise auch an der Front. Während des zweiten Weltkrieges 1939 übersiedelte ich nach Österreich und blieb dort zehn Jahre. Ich sah verschiedene Gegenden und Talformationen, verschiedene Häuserformen die mich zum Zeichnen und Malen interessierten. Konnte aber keine Malerschule besuchen.

Im Frühjahr 1914 ging ich als landwirtschaftlicher Praktikant zu einem Bauern in die Schweiz (Kanton Thurgau), wo ich bis zum Beginn der ersten Weltkrieges blieb.

Die Kunst, die Malerei war mir der liebste und wertvollste Lebensinhalt. Ich bin von meinem inneren Gefühl ausgehend zu dieser Art der Malerei gekommen. Ich hätte nur den Wunsch ein besseres Atelier zu bekommen, denn ich schlafe und male nur in einer Dachkammer ohne Ofen, Tisch und Sessel und ohne Licht. Manchmal, wenn ich allein in meinem Zimmer war und gefroren habe, dachte ich aber an schöne Erinnerungen, wie ich zu Fuß nach Florenz und nach Rom gegangen bin, um dort die großen Werke der Malerei zu sehen und bewundern zu können: Tizian, Raffael, Michelangelo, Botticelli, Leonardo da Vinci und viele andere.

Auch nach Genua und weiter nach der Riviera bin ich, zum großen Teil zu Fuß gehend, gekommen. Doch damals war ich noch jünger. Aber wenn man älter wird sehnt man sich nach einem Heim und etwas Bequemlichkeit. Und wie schön wäre es erst, eine Lebenskameradin zu haben, die an meiner Arbeit, an meinen Erfolgen Anteil nimmt.

*Kuperion Alois
Kunstmaler*

Galsaun, am 4. Oktober 1955

VINSCHGAU

1945 war Kuperion aus Österreich endgültig zurückgekehrt. Im Vinschgau, seiner Heimat, die so viele bedeutende Maler hervorgebracht hat, fand er Unterkunft beim „Ettl“-Bauer in Galsaun (Gemeinde Kastelbell). Er half ein wenig bei der Feldarbeit. Von Galsaun aus unternahm er wieder seine gewohnten Streifzüge, die ihn nach Meran, Bozen und einmal sogar bis Venedig führten.

„1954 ging ich nach Venedig, bis Castelfranco mit dem Zug, dann zu Fuß weiter. Ich sah mir die Biennale lange an. Ich sah Picasso: ich male wie Picasso, aber nicht so direkt. Aber meine Malerei gleicht der von Picasso sehr. Paul Klee gefällt mir besser: ich sah in Bozen eine Ausstellung, eine Tuschzeichnung, die Vögel darstellte“.³⁾

Nach langem Suchen habe ich in Tarsch das Geburtshaus Kuperions gefunden. Es ist der „Schuggerer“-Hof. Mathilde Pirhofer, Mutter des heutigen Besitzers, erinnert sich:

„Friar isch dr Alois oft kemmen. Gessn und

gshlofn hott a pormoll. Er isch norr in Meran a bekonnt Molr gwortn!“

Sonst weiß man in Tarsch von Kuperion so gut wie nichts und mit Recht meint Hans Wielander in seinem Mittelvinschgauer Gebietsführer, daß sich die Tarscher mit einer Gedächtnisausstellung ihrem großen Sohn erkenntlich zeigen sollten.

In Galsaun bewohnte Kuperion einen im Dachboden von Brettern abgetrennten Raum, etwa 3 x 3 m groß und über viele steile Stufen zu erreichen. Ein kleiner Balkon bietet eine herrliche Aussicht auf das alte Dorf und den gegenüberliegenden Nörderberg.

„... im Winter gefror das Wasser zum Malen und auch die Tusche. Ich malte immer am Dachboden...“.³⁾

Im darunterliegenden Hof, wo man den vorzüglichen Rotwein „Pfaffenegger“ ausschenkt, und wo Kuperion sehr oft verkehrte, erzählt mir die Schwester des Bauern in Bruchstücken:

„In Lottrmolr hobmsin koaßn, in Kuprioun (Die Endung ‚oun‘ ist typisch rätoromanisch). Pa dr Feldorbet ischr nit zu brauchn gwesn...“; „Pa dr Montecatini hotn von zeihn Schaufln kuane paßt. Nor hobmsin holt wiedr gjoogn...“; „Pan Kroumr ibr dr Kaschtlbeller Prugg hotr in Schaufenschtr Biltr auskeng kop...“;

„Zithr spieln hotr a kennt. Zearsch hobmen die walschn Orbetr ‚Sankta Luzia‘ spieln gmocht und weilr nimmr aukeart hot, hobmsin nou a Viertele zohlt, daßrs lott...“;

„Olm mit Biltr hotr zohl n gwellt, er hot jo nia a Geld kopp. Miar hotr an Haufn gschenkt obr i honnsi norr oungschiert.“

Beim darauffolgenden Besuch in Galsaun saß ein pensionierter Volksschullehrer aus Tschars in der Stube. Sein Kommentar über Kuperion: „Lötn decht, den löppetn Zoch!“

Die spartanische Feststellung des Pensionisten kennzeichnet die Meinung der bäuerlich-bürgerlichen Allgemeinheit, die mit unüberprüfbaren Werten nichts anzufangen weiß. Für diese Allgemeinheit bleibt Kuperion weiterhin der „Lottrmolr“ und sonst nichts. Sicher hat Kuperion darunter gelitten. Auf seiner Identitätskarte stand neben der Bezeichnung „Beruf“: untauglich!

„Untauglich ist nicht richtig. Aber sie lassen mich nicht Künstler oder Maler oder ähnliche Dinge schreiben. Andererseits müßte ich so vielleicht Steuer zahlen.“⁴⁾

Seine Leidenschaft galt, wie eingangs erwähnt, dem Aktmalen. Laut Luise Gamper, einer alten Frau aus Latsch:

„Ich saß ihm oft Modell und war seine Geliebte. Viele Bilder malte ich für ihn.“

Inwieweit diese letztere Behauptung zutrifft, ist schwer nachzuprüfen, feststeht aber, daß ihn eine andere Latscherin — eine Frau Tartarotti — in ihrem Hause Akte malen ließ, freilich ohne sich auszuziehen.

Ich selbst habe nie Akte von Kuperion gesehen, aber meine Galsauer Gesprächspartnerin weiß:

„Amoll hotn a Patr a Mappn voll nocketr Waibr

frprennt. Dr Patr hot gsogg: Wennr gschaidr war, kanntr mi ounzoagn".

Meine Schwester wollte er heiraten; auf die Frage warum, meinte Kuperion schlau:

„Sie hobm a schiane Terrass, do kannti guat moln!“

Später machte er mit einer Meraner Baronin kurze Spritzfahrten an den Gardasee, einmal sogar bis an die ligurische Küste. Er trug knielange Lederhosen, die Begleiterin ein Dirndl. Bei Karl Plattner in Mailand machten sie Zwischenstation. Daß sich Kuperion eine Frau wünschte, geht schon aus seinem „Lebenslauf“ hervor.

Feststeht, daß Kuperion schon in seiner Vinschgauer-Zeit viele seiner besten Werke schuf. Es ist sicher, daß er das Meraner Ambiente nicht gebraucht hätte, um zu seiner malerischen Vollendung zu gelangen. Daß ihm der Kontakt zu aufgeschlossenen unvoreingenommenen Menschen, die seine Bilder schätzten und kauften, gut tat, ist eine andere, eben die menschliche Seite ...

MERAN

Diese menschliche Seite wußte Kuperion in Meran zu nutzen. Nicht zuletzt profitierte er vom bundesdeutschen Touristenstrom: er ließ sich auf der Kurpromenade von den Fremden fotografieren. Ab und zu kauften sie auch Bilder und niemand weiß, wieviel „Kuperions“ in deutschen Haushalten als wohlfeile Souvenirs in den Schubladen liegen. Kuperion konnte sogar ein Bankkonto eröffnen. Er verließ Meran nicht mehr.

„Seit 1957 lebe ich in Meran, weil ein Unwetter den Dachboden, wo ich schlief, zerstört hatte. Da sagte der Bauer: Mach eine Reise und wenn du zurückkommst, wird der Dachboden wiederhergestellt sein. Jetzt sind 3-4 Jahre vergangen... Aber ich bleibe in Meran!“⁸⁾

In Meran konnte sich Kuperion endlich mit „Gleichgesinnten“ treffen, mit Malern und „Freunden der Kunst“ wie er selbst sagte. Beliebte Künstlertreffpunkte waren damals die Galerie am Corso und die Piccolo-Bar: hier verkehrten die Maler Ebensperger, Dall'Oglio, Frühauf, Fellin, Hölzl u.a. Kuperion fühlte sofort, daß man ihn hier nicht unterschätzte: das war sein Ambiente und während er die ihm angebotenen „Weißen“ gelassen trank, folgte er interessiert den hitzigen und zuweilen komplizierten Diskussionen seiner „Kollegen“. Im Gegensatz zu seiner Vinschgauer Zeit, wo er ständig wechselnd durch die Lande zog, beschränkte sich Kuperions Aufenthalt in Meran nun hauptsächlich auf Gasthäuser. Da er viele seiner Arbeiten nur in Wein umsetzen konnte und zu stolz oder zu ungeschickt war, sich manchmal auch ein Essen einzuhandeln, wurde er immer mehr zum Trinker.

Der Meraner Dichter und Kunstkritiker Antonio Manfredi hatte schon 1954 erstmals über das Phänomen Alois Kuperion geschrieben. Er ist auch Verfasser der ersten Monografie über Kuperion sowie mehrerer tiefgründiger Publikationen.⁹⁾

Kuperion schnitt die Zeitungsartikel aus und zeigte sie potentiellen Käufern gleichsam als Beweis seiner künstlerischen Seriosität. Zwar wurden seine Bilder noch immer um durchschnittlich 100 Lire bis maximal 500 Lire gekauft, aber sein Selbstbewußtsein war gewachsen und so ließ er sich folgende Visitenkarte drucken:

„Alois Kuperion, Kustmaler — Gasthaus zum Goldenen Löwen — Postgasse — Meran“.

Neben wenigen uneigennütigen Gönnern, Spöttern und Zufallskäufern, interessierten sich nun für den Maler auch Spekulanten, die, wie jener Rittner Hotelbesitzer, wohlfeil zu guten Bildern kommen wollten.

„Er hot mi in an Zimmr ingsperrt, do hatt i moln gsell. Obr i hon kuan Bilt zomm brocht...“

so erzählte mir Kuperion, der — wie weiland Utrillo — unbedingt seine Freiheit und Unabhängigkeit brauchte, um arbeiten zu können. „Im Jahre 1961 waren die Schulden (Kuperions) im Gasthaus zum Goldenen Löwen derart angewachsen, daß man ihn vor die Tür setzen wollte“.¹⁾

Das war jenes Jahr, in dem ein Kreis von Kuperion-Freunden die erste Ausstellung organisierte und gleichzeitig — menschlich nobel — die Schulden beglich. Jener Kreis drängte schließlich so lange, bis die Meraner Stadtgemeinde nach einer eigens abgehaltenen Sitzung beschloß, Kuperion ins Altersheim aufzunehmen. Dort teilte er ein Zimmer mit einem Sarden namens Claudio „der ein wenig Kunstfreund ist und mit dem ich manchmal Radio höre“. Wohl schlief Kuperion im Versorgungshaus, aber zu den Mahlzeiten kam er selten. Weil er abends oft erst spät zurückkehrte, soll er zuweilen Hausarrest bekommen haben. Kurzum: die geregelte Routine des Asyls beschleunigte den künstlerischen Abstieg des Malers und wohl auch die körperliche Widerstandsfähigkeit des Menschen. Kuperion starb am 17. Jänner 1966 im Alter von 75 Jahren und wurde im Stadtfriedhof begraben.

AUSSTELLUNGEN

Die feierliche Eröffnung der ersten Kuperion-Ausstellung im Meraner Kursaal erfolgte am 3. Juni 1961 um 18 Uhr. Das Hauptverdienst hatten der damalige Kurdirektor Cav. Maviglia, A. Manfredi, P. Boschesi und der Mailänder Verleger Scheiwiler. In seiner Monografie über Kuperion beschreibt Boschesi die Eröffnungszeremonie wie folgt:

„An jenem Tag hatte man Kuperion das Trinken verboten. Man gab ihm ein weißes Hemd, das er in wenigen Stunden beschmutzte und setzte ihm eine weiße Baskenmütze auf ...

Bei der Eröffnung waren viele Leute anwesend: ein paar Vinschgauer Bürgermeister, eine alte Verwandte, an deren Arm Kuperion seinen Einzug hielt, Behörden und Militärvertreter und alle Meraner Künstler ...

Kuperion blieb allein in der Mitte des Saales:



er verbeugte sich vor dem applaudierenden Publikum immer wieder bis zum Boden, zog die Baskenmütze und drehte sich wie ein spanischer Tänzer ...".

H. Prinnegg schrieb in der DOLOMITEN desselben Tages u.a.:

„Jedenfalls wird es keinen Kunstinteressierten in Meran und Umgebung geben, der die den ganzen Monat Juni hindurch währende Ausstellung Kuperions nicht besichtigen wird. Für jene, die sich nicht davon überzeugen lassen, daß es auch „Kunst“ ohne „Können“ gebe, sei auf einen weiteren Aspekt der Ausstellung hingewiesen, als mitfühlende Initiative, um einen in praktischen Dingen hilflosen Menschenbruder an seinem Lebensabend vor dem völligen Absinken zu bewahren ...

„Es kann aber auch sein, daß wir mit der Ausstellung Kuperion ungeahnte Überraschungen auf dem Gebiete der Kunst erfahren werden!“

Diese Meraner Ausstellung wurde später auch in Lugano, Florenz und Rom gezeigt. Nach Lugano fuhr er selbst: der Maler Hölzl und der Journalist Vittorio Cavini spürten Kuperion in einem Laubengasthaus auf, verfrachteten ihn nach Bozen, setzten ihn in den MEDIOLANUM, bezahlten das Fahrtgeld und benachrichtigten der Verleger Scheiwiler, der Kuperion in Mailand abholte. Im Hause Scheiwiler lernte Kuperion den französischen Dichter Jacques Prévert kennen, dem die Bilder des Vinschgauers sehr gefielen. In Lugano, schließlich, war auch das Fernsehen dabei und Kuperion konnte sich im TELEGIORNALE sehen.

In Florenz und Rom war der Ausstellung kein besonderer Erfolg beschieden. Die dortigen Kunstkritiker vermochten das Phänomen Kuperion nicht in ihre Klischees zu pressen: sie sprachen von naïver Malerei und gingen dadurch am Wesentlichen glatt vorbei. Auch das ALLGEMEINE LEXIKON DER BILDENDEN KÜNSTLER *) leistete sich einen Faux-pas, indem es kritiklos den sonst bekannten Kunstkritiker Ringler abdruckte, der über Kuperion (wahrscheinlich aus Mangel an authentischer Information) nur folgendes zu sagen wußte: „Kuperion, Alois, tirol. Malerdilettant, * 1892 Kastelbell, Vinschgau. Bis zu seinem 60. Lebensjahr Bauernknecht, übte sich in der Freizeit im Zeichnen und Kopieren von Kalenderbildern. Seitdem ganz der Malerei hingegeben. Gibt in s. Bildern Szenen aus dem bäuerl. Alltag in naïver und primitiver Art wieder. Durchstreift als Wandermaler das ganze Land.“

KUPERIONS MALEREI

Am 1. Oktober 1954 erschien in der Meraner Wochenzeitung „Der Standpunkt“ der erste Artikel über Kuperion, geschrieben von Antonio Manfredi. Es bleibt der beste Artikel, der je über den vinschgauer Maler geschrieben wurde. Darin heißt es u.a.:

„Der erstaunliche Trieb, den die technischen Zeichnungen der Schulzeit in ihm weckten, hat ihn — und das ist das Einzigartige seiner Entwicklung — auf direktestem Weg zu einer Art der Landschaftsmalerei geführt, die Elemente

des Impressionismus, des Kubismus und der Abstrakten zu einer ganz und gar persönlichen Mischung vereint und das, ohne daß der Autor dieser Kompositionen in seinem Dorf im Vinschgau jemals auch nur die Namen dieser Richtungen gehört hätte.

Kuperion selbst nennt seine Erzeugnisse „Phantasien“, weil er sie nicht nach der Natur malt, sondern aus dem Kopf in der Abgeschlossenheit eines Heuschobers oder einer Dachkammer, die er von Zeit zu Zeit bewohnt. Er nennt sie „Phantasien“, weil sie in der Tat auf einer ganz anderen Ebene liegen als der naive Naturalismus, der der Welt entspräche, in der der Mensch Kuperion lebt. Doch das heißt keineswegs, daß diese Erzeugnisse tatsächlich phantastisch sind: sie sind im Gegenteil der Ausdruck einer Wirklichkeit, die im Essentiellen liegt und nicht in der Oberfläche. Daß dieser Ausdruck hier überdies mit den Mitteln der modernen Malerei erreicht wird, die hier ein ahnungsloser Hinterwäldler einzig und allein aus seinem Inneren geschöpft hat, macht den Fall Kuperion zu einer Rarität in der Geschichte der Malerei ...“.

1945 hat Kuperion zum ersten Mal in einer Innsbrucker Ausstellung Bilder moderner Maler gesehen. Zweifelsohne wirkten die Exponate stark auf ihn und sicher empfand er sie als Bestätigung seiner eigenen Arbeiten, für die er erst in Meran wieder entsprechende Vergleichsmöglichkeiten finden sollte. Tatsache ist, daß er abstrakt-kubistische Bilder schon 1950 bei uns im Laden zeigte. Instinktiv wußte er, daß er mit gegenständlicher Malerei nicht weiterkommen konnte; das hatte er schon von jenen Bauern erfahren, die ihm auftrugen, ihre Höfe oder Stuben abzumalen: im Bestreben möglichst originalgetreu zu bleiben, verlor er sich in perspektivischer, formaler und farblicher Hinsicht total.

Seine Stärke war eben die „Fantassie“:

„Ich male Fantasien, weil es leichter ist ...“, *) Mit einer unglaublichen Sicherheit für das Farbgefühl zeichnete und malte Kuperion meist auf kleinformatigen Kalenderblättern und Kartons seine Landschaften. Am liebsten war ihm das Aquarell, aber er verwendete auch Öl, Bleistift, Tusche und Kugelschreiber. „Male ich ein Aquarell, beginne ich gleich mit dem Pinsel, ohne vorzuzeichnen. Manchmal vervollständige ich das Bild mit Bleistift oder Tusche“. 10)

Er malte fast ausschließlich Landschaften. Was er bei seinen vielen Fußwanderungen gesehen hatte, tauchte als Synthese in den Blättern wieder auf. Bei einem seiner besten Bilder, dem „Wasserfall“ erinnerte er sich:

„Do bin i von dr Steiermark durchs Drautol huamgongen. Nebn an Wasserfoll hon i a bißl groschtet. Des isch des Bild!“

Kuperion malte nicht nur Bilder, sondern dachte in Bildern:

„Ich erinnere mich z.B., daß ein Baum, den ich in der Montani-Straße malte, einer meiner Fantasien gleich war. ... Aber Fantasien malen ist doch nicht ganz einfach. Man muß

viele Ideen haben, mehr Ideen, als wenn man anders malt. Deshalb schließe ich die Augen, wenn ich male. Um eine Fantasie malen zu können, muß man die Farben harmonisieren, weil sie wie viele verschiedene Musiknoten sind. Man muß harmonisch malen".¹¹⁾

Hansgeorg Hölzl gab Kuperion den Auftrag für ein Bild. In der Besenkammer des Gasthauses zum Goldenen Löwen sah er ihm bei der Arbeit zu:

„Er zeichnete mit Kohle und nach und nach entstand ein kubistisches Bild, in dem Teile des Gasthauses und der Besenkammer erkennbar waren. Er arbeitete schnell und sicher!“ Im April 1974 erschien in der DOLOMITEN eine empörte Leserschrift. Der Schreiber, Herr Karl Gruber, mokierte sich, daß man einer neugegründeten Meraner-Galerie den Namen Kuperion gegeben hatte. Die Reaktion blieb nicht aus. Vor allem Karl Plattner brach für seinen „Malerkollegen“ eine Lanze und schrieb u.a. folgendes:

„Karl Grubers Vorstellung über die Entstehung eines Kunstwerks scheint wirklich jeder primären Grundlage zu entbehren, auch nicht verwunderlich, nachdem er seine Mentalität in seiner Leserschrift kundgetan hat...

Ich bin der Ansicht, daß die Produktion Kuperions aus seiner besten Schaffenszeit durchaus nicht bescheidener Art ist und europäisches Niveau erreichen konnte. Er bleibt vielleicht der einzige Südtiroler Maler, welcher Paul Klee's „Fantasien“ empfunden, verstanden und in Vinschger-Version wiedererlebt und gemalt hat, und das ist durchaus nicht zu verachten und zu unterschätzen.

Es bleibt nur der Wunsch, daß die neue Meraner Kuperion-Galerie durch ihre Exponate auch dem Namen Ehre macht.“

EPILOG

Als sich heuer am 17. Jänner der 10. Todestag Kuperions jährte, erschienen in den beiden südtiroler Tageszeitungen entsprechende Nachrufe: im ALTO ADIGE referierte C. Galasso, in der DOLOMITEN Dr. Boensch.

Diesen beiden Artikeln gemeinsam ist, daß keiner der Autoren zum Wesen des Menschen und Malers Kuperion findet: in trockenen

Sätzen und ohne innere Anteilnahme entledigen sich die Berufskritiker ihrer „undankbaren“ Aufgabe. Sie stellen Kuperion als Bettlermaler hin, der es nur jenem Kreis von Meraner Kunstfreunden zu danken hatte, daß er bekannt geworden war.

Darum aber geht es nicht, und es ist überhaupt fraglich, ob man Kuperion mit Ausstellungen und anderen Aufmerksamkeiten einen guten Dienst erwiesen hat. Es geht vielmehr um das Phänomen Kuperion: um seine „anachronistische“ Lebensweise, um seine Art das Leben zu meistern, sich ihm ohne Skepsis zu öffnen, ohne Vorbehalt, mit einer Freiheits- und Wahrheitsliebe, die sich ihrer Werte nicht erst bewußt zu werden brauchte. Kuperion war Maler und einzig und allein daran sollte man sich halten, wenn man über ihn etwas sagen will.

Am Tag vor seiner Abreise nach Lugano, gab Kuperion zu Protokoll:

„Jetzt muß ich nach Lugano, denn wenn ich bei der Eröffnung nicht anwesend bin, meinen die Leute, daß es mich gar nicht gibt!“¹²⁾

Roland Kristanell

QUELLENHINWEISE

- 1) 2) 3) 4) 5) 7) 9) 10) 11) und 12): aus der Monografie „ALLOIS KUPERION“ von Dr. Palmiro Boschesi, erschienen 1962 bei Poetzelberger, Meran;
- 6): erste Monografie „KUPERION“ des Meraner Dichters und Kunstkritikers Antonio Manfredi, in der Serie „Im Zeichen des Goldfischs“, erschienen 1961 beim Verleger Vanni Scheiwiller, Mailand;
- 8): ALLGEMEINES LEXIKON DER BILDENDEN KÜNSTLER DES XX. JAHRHUNDERTS, erschienen 1956 im W.A. Seemann-Verlag, Leipzig.





